SEPTEMBER 1984 9

Sputnik

DIGEST DER SOWJETISCHEN PRESSE

ALS DIE EISFALLE ZUSCHNAPPTE S. 44

WER GAB HITLER FREIE HAND? S. 19

MEDIZIN FÜR FAULENZER S. 146

WAS ZWITSCHERN DIE VÖGEL? S. 122

Städte der Sowjetunion

PREISAUSSCHREIBEN

Sputnik

1. Minsk ist die Hauptstadt welcher Unionsrepublik?
2. Wieviel Einwohner hat heute Minsk?
3. Welches Ereignis in der Gründungsgeschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion ist mit Minsk verbunden?

(Die Bedingungen des Preisausschreibens finden Sie auf Seite 3.)

Bekanntschaft mit MINSK

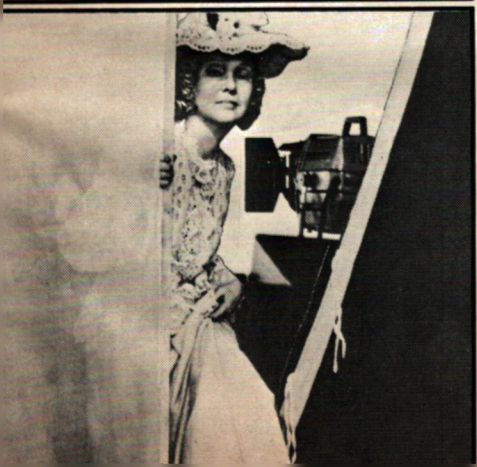
Als vor vierzig Jahren am 3. Juli 1944 Minsk durch die Sowjetarmee befreit worden war, fand man in seinen Straßen kaum noch ein unversehrtes Gebäude. Während der drei Jahre Hitlerokkupation war die Stadt fast vollständig zerstört worden, von der einstigen Viertelmillion Einwohner waren ganze 45 000 übriggeblieben. In der Stadt, deren Geschichte seit dem Jahr 1067 datiert, war praktisch kein Denkmal der Vergangenheit mehr zu finden.

In den seit dem 2. Weltkrieg vergangenen Jahren wuchs an den Ufern des Flusses Swislotsch das neue Minsk. Heute zählt es zu den ökologisch saubersten Städten des Landes. Auf jeden Einwohner kommen etwa 30 Quadratmeter Grünfläche. Nach Abschluß der Bauarbeiten an einem durch Kanäle miteinander verbundenen System von Stauseen können sich an den städtischen Stränden gleichzeitig bis zu 400 000 Menschen erholen.

Die wiederentstandene Industrie arbeitet nach modernen Technologien. Traktoren vom Typ „Belarus" und gigantische Selbstentlader, Fernseher, Kühlschränke und elektronische Uhren aus Minsk werden in Dutzende Länder verkauft.

Inhalt

DAS WORT DES CHEFREDAKTEURS	Und wieder zu den Menschenrechten	14
DURCH DIE SOWJETUNION	Beim Stamm der Löwen in Swanetien	6
WELTGESCHEHEN	Drei kleine Freunde aus Beirut	32
	Der politische Sinn des Handels mit den USA	52
MENSCHEN, ZEIT, EREIGNISSE	Auf dem Nullmeridian von Greenwich	16
	Der Aggressor war zu stoppen	19
	Als die Eisfalle zuschnappte	44
BETRACHTUNG	Noch ist es nicht zu spät!	26
SOZIOLOGIE	Treiben Sie es nicht auf die Spitze!	106
WIRTSCHAFT	Die sowjetische Wirtschaft setzt auf Spitzentechnik	72
GESCHICHTE	Als sich Rußland vom Fleck rührte	92
	Die Sache mit dem verborgenen Boot	102
KULTUR UND KUNST	Ein originelles Gespann	38
	Am Flügel Swjatoslaw Richter	58
	Aus der Vergangenheit für die Zukunft	134
SPORT	Wenn Sportler von der Erde abheben	83
WISSENSCHAFT UND TECHNIK	Was folgt hinter dem Pluto?	68
MEDIZIN	Was ein Doktor alles sieht	110
	Aloe wirkt manchmal Wunder	117
	Kann man Faulenzer heilen?	146
MENSCH UND NATUR	Die genügsamen Schiffe der Wüste	78
	Den Vögeln abgelauscht	122
MÄRCHEN	Drei väterliche Ratschläge	141
MODE	Was gehört in den Kleiderschrank?	128
KULINARISCHES	Kohl auf den Herbsttisch	144
HUMORESKE	Immer schön jung bleiben!	104
BÜCHERBORD	Ich entschied mich für den Film	149
KALEIDOSKOP	Preisausschreiben, Kalender, Leserzuschriften, Schach, Neues aus Wissenschaft und Technik, Humor, Vermischtes	



„SPUTNIK" IST EIN DIGEST DER SOWJETISCHEN PRESSE UND LITERATUR. ER STELLT SICH DAS ZIEL, SEINE LESER ÜBER DAS LEBEN IN DER UDSSR ZU INFORMIEREN, WOBEI ER SICH AUF DIE GANZE VIELFALT DER ZENTRALEN UND LOKALEN SOWJETISCHEN PRESSE STÜTZT.

WOLLEN SIE

über die Innen- und Außenpolitik der UdSSR, über das Leben der sowjetischen Völker und darüber, worüber man heute in der UdSSR denkt, spricht und diskutiert,

INFORMIERT SEIN,

DANN LESEN SIE „SPUTNIK"!

DIE GEWINNER DER DREI HAUPTPREISE DES „SPUTNIK"-PREISAUSSCHREIBENS 1984 ERWARTET EINE REISE IN DIE UDSSR!

Weiterhin sind 5 erste, 10 zweite und 32 dritte Preise (Wertgegenstände, Volkskunsterzeugnisse, Souvenirs oder „Sputnik"-Jahresabonnements) zu gewinnen.

Die Fragen zu unserem Preisausschreiben finden Sie jeweils auf den ersten Seiten der Zeitschrift. Ihre Antworten können Sie uns im Laufe des ganzen Jahres zuschicken, letzter Einsendetermin ist der 31. Januar 1985 (Datum des Poststempels). Den Umschlag mit den Antworten bitten wir Sie mit dem Vermerk „Preisausschreiben '84" zu kennzeichnen.

WIR WÜNSCHEN ALLEN TEILNEHMERN VIEL ERFOLG!

Sputnik

Die Zeitschrift wird von der PRESSEAGENTUR NOWOSTI in russisch, deutsch, englisch, französisch, spanisch, tschechisch und ungarisch herausgegeben.

MOSKAU,
SUBOWSKI BOULEVARD 4
UDSSR

18. Jahrgang

REDAKTIONSKOLLEGIUM

BORIS KROTKOW
CHEFREDAKTEUR

WLADIMIR DOBKIN
NIKOLAI SHILZOW
STELLVERTRETENDE CHEFREDAKTEURE

BORIS ANDREJEW
REDAKTIONSSEKRETÄR

VIKTOR ADAMOWITSCH
CHEFGESTALTER

WILJAM AGABEKOW

MICHAIL ALEXEJEW

TIGRAN CHATSCHATUROW
AKADEMIEMITGLIED

RODRIGO FERNANDEZ

ARKADI JANOWSKI

MICHAIL PESLJAK

Die Zeitschrift wird in Finnland gedruckt

APN-BÜRO IN HELSINKI

JURI KIREJEW
DIREKTOR DES BÜROS

ALEXEJ BORODAWKIN
VERANTWORTLICHER REDAKTEUR

TITEL:
Michail STEINBACH
Montage: Ilona LECHMUS

Gestaltung dieses Heftes:
Ilona LECHMUS

Verantwortlich für die deutschsprachige Ausgabe:
Inna WALOWA

Sprachliche Redaktion:
Hans-Jürgen MODER

In russischer, deutscher, englischer, französischer und spanischer Sprache wird SPUTNIK von den auf Seite 176 angegebenen Vertragspartnern der V/O Meshdunarodnaja Kniga (121200 Moskau) vertrieben.

In tschechischer Sprache wird SPUTNIK in der ČSSR auf der Grundlage eines von APN mit dem Verlag Lidové nakladatelství geschlossenen Vertrages herausgegeben und kann von ausländischen Lesern bei PNS – Dovoz Tisku, Jindřišská 14, 12505 Praha 1 abonniert werden.

In ungarischer Sprache wird SPUTNIK in Ungarn von dem Verlag Lapkiadò Vállalat herausgegeben und kann von Lesern aus anderen Ländern bei KULTURA, P.O.B. 149, Budapest 62 abonniert werden.

Nachdruck nur mit Erlaubnis von APN ©

Druck bei Yhteistyö AG, Helsinki
Finnland

Iwan SCHISCHKIN. „Kiefernwald. Hochwald im Gouvernement Wjatka." 1872 (Austschnitt)

Foto: APN

Sputnik

1984

DIE JAHRESZEITEN IN DER RUSSISCHEN UND SOWJETISCHEN MALEREI

SEPTEMBER

	3	10	17	24
	4	11	18	25
	5	12	19	26
	6	13	20	27
	7	14	21	28
1	8	15	22	29
2	9	16	23	30

Im zentralen Teil der Hauptkette des Großen Kaukasus, südlich des Elbrus stößt man auf die Siedlungen Oberswanetiens. 1000 Jahre menschlicher Zivilisation ließen dieses Gebiet unberührt, es ist von der Welt getrennt durch unbezwingbare Berge.

BEIM STAMM DER LÖWEN IN SWANETIEN

Alexander KUSNEZOW

Aus dem Buch UNTER DEM HIMMEL SWANETIENS (bearbeitet)

Fotos: Wadim GIPPENREITER
Nikolai RACHMANOW

Die Bewohner dieser Bergregion werden oft als „Stamm der Löwen“ bezeichnet, so stolz und herrisch, so mutig und unbesiegbar sind sie. Ihre Herkunft war umstritten. Mal rechnete man sie den Persern zu – wegen der Ähnlichkeit der persischen und der swanischen Sprache; mal bezeichnete man sie als Abkömmlinge Mesopotamiens und Syriens – alter swanischer Schmuck enthält syrische Ornamente; mal galten die Swanen als in direkter Linie von den alten Römern abstammend – die alte Architektur Swanetiens hat viel Italienisches an sich. Heute gilt inzwischen als erwiesen, daß die Swanen ihrer Herkunft nach Kartweli sind und zur Familie der Ureinwohner Kaukasiens gehören.

Schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung waren die Swanen – nach Zeugnissen römischer Historiker – ein kriegerisches und gut organisiertes Volk, fest verbunden untereinander durch die Gentilordnung. Die Heerscharen der Goldenen Horde und Timurs, der Perser und Türken zogen durch den Kaukasus, doch niemals gelang es, Swanetien zu erobern. Die Natur selbst half den Swanen, ihre Unabhängigkeit zu verteidigen. Ihre Siedlungen waren nur durch neun Monate im Jahr zugeschneite Pässe zu erreichen oder auf einem engen Pfad durch die Inguri-Schlucht. Aber dieser Weg war für Feinde unpassierbar. Erst im 15. Jahrhundert gelang es georgischen Fürsten, einige westliche Siedlungen Swanetiens zu erobern, jene am Oberlauf des Inguri waren immer frei.

Aus der Isolation von der äußeren Welt und dem Streben nach Unabhängigkeit läßt sich erklären, warum sich in Swanetien die Gentilordnung bis in das 20. Jahrhundert hinein erhalten konnte. Die Swanen sind ein kleines Volk, sie zählen auch heute nur 18 000 Angehörige. Eine Sippe umfaßte gewöhnlich 200 bis 300 Familienmitglieder. Jede dieser Gemeinschaften stellte praktisch eine Art Familienrepublik dar, die jeweils über einen Talabschnitt verfügte und aus mehreren kleinen Siedlungen bestand. Diese wiederum ähnelten eher Festungen mit Steinhäusern, massiven Wirtschaftsgebäuden und meist unmittelbar am Wohnhaus gelegenem hohem Turm.

Im Kaukasus und an anderen Orten kennt man Wachtürme, doch nirgends findet man etwas Vergleichbares zur swanischen Architektur – es sei denn im mittelalterlichen Italien. Ihre Höhe beträgt zwanzig Meter, es gibt aber auch höhere. In den aus Gesteinsbrocken aufgeschichteten Mauern sind enge Schießscharten zu sehen. Durch Luken im Steinboden und über Holzstiegen

Die alten Swanendörfer sind klein. Manchmal sieht man an den Berghängen auch ein, zwei Gehöfte kleben.

im Inneren des Turms gelangt man von einer Etage zur anderen.

Die Türme dienten den Swanen nicht nur in Kriegszeiten als Zufluchtsstätte. Monatelang hielten sie sich hier auch vor der in Swanetien früher üblichen Blutrache versteckt. Also verschanzten sich die Männer im Turm, sie brachten ihre Frauen und Kinder dorthin, Munition, Räucherfleisch und Holzgefäße voller Wasser. Man konnte sich aber auch von der Blutrache freikaufen, zu zahlen war dann mit dem sogenannten Zor, dem wertvollsten, was ein Swane besaß – mit Land, Ochsen, Waffen. Den Zor legte ein Gericht fest, das aus Angehörigen beider Parteien bestand. Manchmal kam es aber auch vor, daß die Streitereien vor

Gericht zu einer neuen Welle der Feindschaft führten. Mir erzählte man von einer Blutrache, die sich über 100 Jahre hinzog.

Alle swanischen Türme hatten einen Zugang zum Haus, das allerdings auch eine Festung war. Das steinerne dreigeschossige Gebäude war so angelegt, daß es nicht in Brand gesteckt werden konnte. Die mittlere Etage nannte man Matschub. In Winterzeiten lebte in diesem großen fensterlosen Raum, der nur eine enge Schießscharte hatte, die ganze Familie. Entlang der Außenmauern, durch eine Art Zaun abgetrennt, befand sich das Vieh (im Haus eines Swanen hielt man es immer, für den Fall eines Überfalls, in der Nähe des Hausherrn). Öfen gab es nicht. Dafür

befand sich in der Mitte des Matschub eine Feuerstelle mit einer großen Steinplatte darüber. Die die Platte stützenden Holzstämme waren mit geschnitzten Figuren geschmückt – gewöhnlich wurden Köpfe von Stieren dargestellt. Neben dem Feuer gab es noch eine kleinere Platte, sie diente zum Fladenbacken. Geschmiedete Ketten hielten die Messingkessel zum Kochen über dem Feuer. Solch eine Kette war das Symbol eines jeden Hauses, jeder Familie. Sie galt als heilig. Auf sie wurden Eide geschworen und Feinde verflucht. Sie aus einem fremden Haus zu stehlen, war die schlimmste Beleidigung, die allein durch die Blutrache gesühnt werden konnte.

Um das Feuer versammelte sich die ganze Familienschar. Für den Herrn des Hauses gab es einen besonders geschnitzten Sessel, die übrigen verteilten sich auf langen Bänken, allerdings hatte jeder seinen festbestimmten Platz.

Im Sommer übersiedelte man ins oberste Geschoß und der Matschub stand leer.

Das Erdgeschoß eines swanischen Hauses war unbewohnbar. Es war fensterlos, und seine Mauern waren aus gewaltigen Steinen gefügt. Man nutzte es als Keller, vor allem um sich dort bei Überfällen zu verstecken oder gefangene Geiseln einzusperren. Leute aus benachbarten Gemeinden zu entführen, war für die Swanen die normalste Sache. Es existierte sogar eine feste Taxe für den Loskauf der Geiseln, nur Waffen wurden dabei genommen. Für ein junges und schönes Mädchen beispielsweise forderte man eine vergoldete Büchse.

Die Swanen waren ein armes Volk. Was konnten ihnen die Felsen direkt unter dem Himmel schon geben? Der erste Schnee fällt hier oft schon Ende August. Sie hielten Schafe, kleinwüchsige Kühe und Schweine. Auf den steilen Abhängen bauten sie Kartoffeln und Gerste an. Ebene Flächen gab es fast nirgends, so wie es auch keine geraden Wege gab. Alle Lasten wurden im Tragjoch oder mit dem Schlitten befördert – und das sogar im Sommer. Wagen konnten in den steilen Bergen nicht fahren. Nur nebenbei, das erste Rad sahen die Swanen 1937, als die Autostraße durch die Inguri-Schlucht gebaut wurde. Man erzählt sich, daß ein Alter das erste Auto mit Stroh füttern wollte und es sehr verübelte, als die Maschine nur darüber hinwegrollte und weiterfuhr.

In den letzten 40–50 Jahren vollzogen sich in Swanetien größere Veränderungen als in all den Jahrhunderten zuvor.

Auch heute erreicht man Swanetien nur auf einem einzigen Weg – durch die Inguri-Schlucht. Aber das ist längst kein Pfad mehr, sondern eine der malerischsten Autostraßen im Kaukasus.

Die im oberen Swanetien am meisten verehrten Leute sind Kraftfahrer und Flieger – denn nur sie verbinden die Region mit der Außenwelt. Telefon, Radio, Schulen, Krankenhäuser – all das gibt es natürlich längst bei den Swanen.

Fabriken allerdings werden in Swanetien nicht gebaut – es gibt keine Rohstoffe. Dafür aber hält hier die Natur andere, nicht weniger wertvolle Gaben bereit:

Nach dem Arbeitstag entspannt man sich bei einem Schwätzchen am alten Herd.

Berge, Sonne, Schnee. Ideal für ein Bergsportzentrum, das hier geschaffen wird.

Gewöhnlich gibt es unter Bergbewohnern nur selten Bergsteiger. Die Sherpen im Himalaja, die Alpenbewohner und die Swanen bilden Ausnahmen. Mut zum Risiko und Glaube an sich selbst

Die hellen und bequemen Häuser passen zu den alten Siedlungen Swanetiens.

In den Gebirgssiedlungen ist die Arbeit der Bauern wie früher alles andere als leicht. Nicht umsonst nennt man die Einwohner der Siedlung Uschgul die Eisernen.

sind den Swanen eigen. Das vermerkten Reisende noch im vergangenen Jahrhundert: „Verspricht man einem Bergbewohner, daß er hinter den Gletschern Mohammeds Paradies findet, er zieht trotzdem nicht los, ein Swane aber geht direkt in den Tod . . . Die Berge zu überqueren, ist für sie so selbstverständlich, wie für die Zigeuner das Herumstreifen."

Der Ruhm der swanischen Bergsteiger ist verbunden mit der Uschba-Wand, die über der Hauptstadt des Gebietes Mestia liegt. Uschba – das bedeutet mehr als 2000 Meter hohe steile Felsen aus rosa Granit und Gneiß über einem grünen Wiesenteppich und funkelnden Gletschern. Ich sah viele Gebirge wie den Tienschan, den Pamir, das Sajan-Gebirge, ich war in der Tatra, in den Alpen, auf dem Mont Blanc und dem Matterhorn. Herrliche Gipfel. Aber die Uschba-Felsen gibt es nur einmal. Ende vergangenen und Anfang unseres Jahrhunderts versuchten Alpinisten aus aller Welt, sie zu erobern. Fast alle scheiterten. Unter den ersten, die den Uschba bezwangen, war ein Swane, ein Jäger, der Engländer in die Steilwand geführt hatte.

Heute ist das Bergsteigen swanischer Nationalsport.

Die swanischen Dörfer haben ihr Antlitz verändert. Hell und geräumig sind die neuen Häuser. Die alten Türme nutzt man noch als Lager- und Wirtschaftsräume, oder sie stehen einfach leer. Mancherorts wurden sie sogar abgetragen, als man sie nicht mehr brauchte. Das ist heute verboten: Swanetien wurde zum architektonisch-historischen Schutzgebiet erklärt. Seine Türme, alten Gebäude und Kirchen stehen unter Denkmalschutz.

Ihre Kirchen hatten die Swanen schon immer pfleglich behandelt. Der Grund dafür war nicht allein ihre Religiosität, sondern vor allem die große Achtung vor allem Überkommenen. Die größten Kostbarkeiten swanischer Kirchen sind getriebene Silberikonen aus dem 10. bis 11. Jahrhundert, einzigartige silbergetriebene Altarkreuze manchmal von der Größe eines Menschen sowie Fresken aus dem 10. bis 11. Jahrhundert, deren Sujets kultischen und manchmal sogar weltlichen Charakter haben.

Seit eineinhalb Tausend Jahren gehören die Swanen zur russisch-orthodoxen Kirche. Vieles aus der alten Religion der Kartweli aber blieb erhalten. Alle wichtigen Abschnitte im Leben wie Geburt, Hochzeit und Tod wurden von bestimmten Ritualen begleitet. Einige davon kann man noch heute beobachten. Deshalb wird manchmal von Überresten der Gentilordnung bei den Swanen gesprochen. Aber was zeichnet die Gemeinschaft des heutigen Swanetiens aus? Das ist die kollektive Verantwortung, das sind die gemeinsamen Feste und Traditionen. Dies alles ergänzt sich ausgezeichnet mit der Moral unserer Tage. Nie wird man über die Swanen sagen können, daß sie Menschen ohne Heimat und Verwandte seien. Die Verbindung der Vergangenheit mit all dem, was die Swanen heute umgibt – das macht das Vertrauen dieser Bergbewohner in die Zukunft aus.

Das Wort des Chefredakteurs

UND WIEDER ZU DEN MENSCHEN-RECHTEN

Auf dem letzten Kongreß der Freien Demokratischen Partei (FDP) der BRD äußerte sich ihr Vorsitzender Hans-Dietrich Genscher plötzlich über die Menschenrechte. Wie er sagte, sei das Thema Menschenrechte unser (der Partei – d. R.) Thema. Wo immer auch Menschen für Verfolgte einträten, müßten die freien Demokraten zu finden sein. Der Logik nach wäre zu erwarten gewesen, daß der Bundesaußenminister und BRD-Vizekanzler bei der Konkretisierung des Gesagten sich der bundesdeutschen Wirklichkeit zuwendet, wo es mit den Menschenrechten bei weitem nicht zum besten steht.

Mehr als zwei Millionen Menschen sind um ihr Grundrecht auf Arbeit gebracht. Mehrere tausend Bürger dieses Landes, die aus politischen Gründen verfolgt werden, wurden Opfer der mit dem Grundgesetz unvereinbaren Berufsverbote. Letztes aufsehenerregendes Beispiel dafür ist der Fall des Bundespostangestellten Hans Meister aus Stuttgart, der wegen seiner Kandidatur für die Deutsche Kommunistische Partei bei Parlamentswahlen entlassen wurde. Was also wäre der FDP Thema?

Doch in dieser Hinsicht ließ der Vorsitzende der Bonner Liberalen kein Wort verlauten. Im Tonfall der NATO-Propaganda machte er sich an die Verteidigung der Rechte für die Bürger der UdSSR und anderer sozialistischer Staaten, die dort angeblich verletzt würden. Es sei erlaubt zu fragen, ob sich die sowjetischen Partei- und Staatsführer auf ähnliche Weise in die inneren Angelegenheiten der BRD, Großbritanniens

oder der USA eingemischt haben?

Der amerikanische Wissenschaftler und Professor der New-Yorker Universität L. Peycoff schrieb ein Buch mit dem symbolischen Titel „Unheilvolle Parallelen: Das Ende der Freiheit in Amerika". Sorgfältig untersuchte er die Situation in den Vereinigten Staaten und verglich sie mit der Lage in Deutschland kurz vor und nach dem Machtantritt durch die Faschisten, wobei er zu dem Schluß kam, daß das heutige Amerika wie einst das faschistische Reich sich immer mehr in einen Militär-Polizei-Staat verwandelt.

Die unbarmherzige Abrechnung mit den Andersdenkenden, die für die Zügelung des von Washington entfesselten wahnsinnigen Wettrüstens, für das Recht auf Arbeit und gegen die himmelschreiende soziale Ungerechtigkeit, Rassismus und Verelendung eintreten, war immer grundlegender Bestandteil der amerikanischen Lebensweise. Aber zu keiner Zeit betrieb man sie so grausam und in so großem Maßstab wie jetzt.

Noch in den 70er Jahren erklärte der damalige Ständige Vertreter der USA in der UNO, Andrew Young, für alle vernehmbar, daß es in seinem Land Tausende politischer Gefangener gäbe. Es sind seitdem nicht weniger geworden. Ich erinnere an die Meldung in der US-amerikanischen Zeitschrift „Spotlight", wonach am 5. April dieses Jahres das Weiße Haus eine Direktive erlassen habe, die in den USA die Errichtung von zehn großen Schutzhaftlagern vorsieht. Die vier Hauptlager in den US-Bundesstaaten Arkansas, New York, Pennsylvania und Virginia sind für je 25 000 Häftlinge berechnet, die übrigen für je 15 000. Der Plan trägt die Bezeichnung „Rex-84" und betrifft einen weitgefächerten Personenkreis, der der Festnahme und Inhaftierung unterliegt. Er zielt auf jene, die die Regierung kritisieren und generell auf alle, die die Reagan-Administration aus welchem Grund auch immer für gefährlich erachtet. Ist das kein Thema für jene, die sich mit Vorliebe über Menschenrechtsverletzungen in der UdSSR auslassen? Und noch etwas: Warum hat Washington bis jetzt so wichtige internationale Abkommen wie die Menschenrechtskonventionen und die Konvention über die Unverjährbarkeit von Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit nicht ratifiziert?

Die Diskussion über diese Konvention ist durchaus zeitgemäß, denn die Menschheit begeht ein trauriges Datum: den 45. Jahrestag des Beginns des zweiten Weltkrieges. Wie kann man sich nicht erinnern wollen, was die Nazi-Propaganda bei der Kriegsvorbereitung über die Menschenrechte von sich gab: daß die Österreicher und Tschechen davon träumten, ans Dritte Reich angeschlossen zu werden, und daß die Russen angeblich von Kommissaren und Juden unterdrückt würden. Die historischen Parallelen bringen einen auf düstere Gedanken und sollten allen Anlaß geben, darüber nachzudenken, wer gewollt oder ungewollt unter Mißbrauch des Themas Menschenrechte den zügellosen Antisowjetismus fördert.

AUF DEM NULLMERIDIAN VON GREENWICH

trafen sich der Kirgise Scharschenbai Kulow und die Engländerin Sheila Hocken

Alexej BURMISTENKO
Aus der Zeitung TRUD

Fotos: Archiv von Scharschenbai KULOW

Vor einiger Zeit wurde in unserer Zeitung eine Notiz über die Engländerin Sheila Hocken aus Nottingham und ihren Labradorhund Emma veröffentlicht. Sheila, seit Geburt blind, ging viele Jahre mit ihrem Blindenhund durch die Straßen Nottinghams, war mit ihm in vielen Städten Großbritanniens, wo sie Spenden für den Blindenfonds sammelte. Als Sheila 20 Jahre alt war, operierte man sie erfolgreich. Zum erstenmal sah sie das Licht. Wie vordem lief sie mit dem Hund durch die Straßen, jetzt aber führte Sheila den Hund, weil zur selben Zeit ihr treuer und kluger Führer vor Altersschwäche erblindet war.

Diese Notiz bewegte den Kirgisen und Veteranen des Großen Vaterländischen Krieges Scharschenbai Kulow aus Frunse derart, daß er, der nie in seinem Leben ein Gedicht verfaßt hatte, über Sheila Hocken und ihren treuen Hund ein Poem schrieb. Scharschenbai war selbst schon dreimal an den Augen operiert worden, deshalb berührte ihn die Geschichte von Sheila so sehr. Sein Poem wurde in der kirgisischen Jugendzeitung, dann in einer literarischen Zeitschrift veröffentlicht, und schließlich erschien es als Büchlein.

Kurz danach machte Scharschenbai eine Kreuzfahrt an Bord des Fahrgastschiffes „Klawdija Jelanskaja“ mit einer großen Gruppe sowjetischer Touristen.

Unter anderem war ein dreitägiger Aufenthalt in London vorgesehen. Natürlich wollte der Verfasser des Gedichtes bei dieser Gelegenheit seine Heldin kennenlernen. Mitarbeiter der Londoner Intourist-Vertretung, die davon erfuhren, taten alles nur mögliche, um diese Begegnung zu organisieren. Als Sheila bekannt wurde, daß man ihr im fernen Kirgisien ein Poem gewidmet hatte, verbarg sie nicht ihre Betroffenheit.

Sheila Hocken mit ihrem treuen Führer

Das Treffen fand dann im Londoner Hafen Tilbury unweit der berühmten Sternwarte von Greenwich statt. Im Speisesaal des Schiffes hatten sich die Besatzung, Touristen und Mitglieder der Gesellschaft für britisch-sowjetische Freundschaft versammelt. Scharschenbai Kulow trug sein Poem vor, Laienschauspieler gaben für die britischen Gäste ein kleines Konzert.

Dann erzählte Sheila Hocken über sich. Nach Abschluß einer allgemeinbildenden Schule (in der näheren Umgebung gab es keine Spezialschule für blinde Kinder) arbeitete sie als Telefonistin, einer der wenigen Berufe, den auch Blinde ausüben können. Eben beim Telefonieren lernte sie ihren künftigen Mann, den Kinderarzt Donald Hocken, kennen. „Das war nicht Liebe auf den ersten Blick, sondern auf den ersten Laut", scherzte Sheila. „Vor einigen Jahren bekamen wir eine Tochter, die zum Glück ausgezeichnet sehen kann. Nach der Operation mußte ich zunächst die Welt erkennen", sagte Sheila. „Blinde leben wie auf einem anderen Planeten, voll unklarer Umrisse und Laute. Das erste, was ich erblickte, waren leuchtende Farben und schöne Gesichter. Ich konnte mir nicht einmal vorstellen, daß mein Mann so gut aussieht."

Nach einer Anpassungsphase versucht sich Sheila nun im Schreiben. Ihr erstes Buch „Emma und ich" ist eine aufregende Erzählung vom schwieri-

Der Verfasser des Poems und dessen Hauptperson bei ihrer ersten Begegnung

gen Leben eines blinden Menschen, das vom vierbeinigen Freund erleichtert wurde. Das Buch wurde in 12 Sprachen übersetzt. Emma starb 1981, als sie 17 Jahre alt war. Jetzt haben die Hockens vier Hunde, ebenfalls der Rasse Labrador. Über sie hat Sheila drei weitere Bücher verfaßt, und jetzt arbeitet sie an einem neuen Buch für Kinder.

„Nie im Leben habe ich Sowjetmenschen gesehen, ich wußte nicht, was mich auf dem sowjetischen Schiff erwartet", sagte Sheila unserem Korrespondenten. „Nun weiß ich, daß in Ihrem Land gute, teilnahmsvolle Menschen leben. Es war sehr angenehm zu spüren, was für Sympathie und Mitgefühl mir Ihre Zeitungen entgegengebracht haben und daß Mister Kulow sogar ein Poem geschrieben hat! Jetzt träume ich davon, in die Sowjetunion zu fahren."

Im September begeht die Menschheit ein denkwürdiges Datum in ihrer Geschichte: vor 45 Jahren begann der zweite Weltkrieg. Seitdem fragen sich die Menschen, ob diese Katastrophe, die 50 Millionen Menschenleben kostete, nicht zu verhindern war. Und wer hat sie herbeigeführt? Der sowjetische Geschichtswissenschaftler und Schriftsteller Sinowi Scheinis, der Dokumente jener Zeit untersuchte, antwortet in seiner Dokumentation auf diese Fragen

DER AGGRESSOR WAR ZU STOPPEN

Aus dem Buch ZEHN PORTRÄTS

Montage: Ilona LECHMUS

Fotos: TASS/APN

Der Bevollmächtigte Vertreter der Sowjetunion in der Tschechoslowakischen Republik Sergej Alexandrowski trat seinen Posten im Juli 1933 an. Die Zeit

Reaktionäre Kreise im Westen fütterten bewußt den gefräßigen deutschen Faschismus. Anfangs streckte er seine Krallen nach Österreich aus. Dann war die Reihe an der Tschechoslowakei.

Links: Wehrmachtsdivisionen ziehen in die Prager Burg ein.

Foto oben: Chamberlain, Daladier, Hitler und Mussolini nach der Unterzeichnung des Münchner Abkommens, das auf tragische Weise das Schicksal der Tschechoslowakei besiegelte. Foto unten: die Folgen des verbrecherischen Komplotts. Die faschistischen Okkupanten vernichteten am 10. Juni 1942 zusammen mit ihren Einwohnern die tschechische Siedlung Lidice.

war unruhig. Alexandrowski traf in Prag aus Berlin kommend ein, wo er mit eigenen Augen sah, wie die nazistische Welle das Land überschwemmte. Er verstand, daß wenn den Hitlerleuten nicht Einhalt geboten wird, sie nicht nur den Reichstag, sondern die ganze Welt in Brand stecken könnten.

Der Bevollmächtigte Vertreter gab sein erstes Interview. „Alexandrowski", schrieb die Zeitung „Lidové noviny", „unterstrich die volle Übereinstimmung der Interessen der Tschechoslowakei

und der UdSSR im Kampf für die Bewahrung des europäischen Friedens... Ihrer gesamten außenpolitischen Tätigkeit lege sie das Prinzip der friedlichen Zusammenarbeit der Völker zugrunde. Der Kampf für den Frieden sei die einzige Orientierung des Landes, das ich hier vertrete", erklärte der sowjetische Diplomat.

1934 beauftragte die sowjetische Regierung Alexandrowski, mit den Staatsmännern der Tschechoslowakei Gespräche aufzunehmen, um einen Vertrag über gegenseitige Hilfe für den Fall einer Aggression gegen eines der beiden Länder abzuschließen. Zur gleichen Zeit wurde das räuberische Programm Hitlers bekannt, dessen Ziel in der Errichtung der Weltherrschaft bestand. Die slawischen Völker sollten nach Hitlers Plänen zuerst versklavt und dann vernichtet werden.

Die Gespräche über den Vertragsabschluß gestalteten sich schwierig. Der Präsident der Tschechoslowakei Dr. Tomaš Masaryk orientierte sich an Frankreich. Der Minister für Auswärtige Angelegenheiten Eduard Beneš hoffte, gestützt auf Großbritannien, ein Maximum an Möglichkeiten für die Tschechoslowakei herauszuholen, die Hilfe der UdSSR sah er nur als das letzte Verteidigungsmittel gegen Hitler an. Und doch konnte der Beistandspakt zwischen der UdSSR und der Tschechoslowakei am 16. Mai 1935 unterzeichnet werden.

In ihm war verankert, daß die Partner, wenn einer von ihnen einem Angriff von seiten irgendeines europäischen Staates ausgesetzt werden sollte, sich einander sofort Hilfe erwiesen, darunter auch militärische. Auf Bitten der Tschechoslowakei war in das Protokoll eine Klausel aufgenommen worden, die vorsah, daß die Verpflichtung zur gegenseitigen Hilfeleistung nur dann in Kraft treten wird, wenn der überfallenen Seite auch von Frankreich Hilfe geleistet wird.

In der zweiten Hälfte der 30er Jahre bot sich Europa munter und geschäftigt dar, als ob in der Welt nichts geschehen sei. Die Zeitungen schrieben über die Jubiläumsfeierlichkeiten aus Anlaß der 25jährigen Herrschaft des englischen Königs Georg V., über die schneeweißen Manschetten des Führers der französischen Sozialisten Léon Blum. Hitler und Mussolini aber erwürgten in dieser Zeit das republikanische Spanien. Danach war die Reihe an Österreich.

Am 12. März 1938 überschritt die nazistische Wehrmacht seine Grenzen, schon zwei Tage später unterschrieb Hitler die Urkunde über den „Anschluß" Österreichs an das Deutsche Reich.

Europa erstarrte, als wäre es von einer Boa hypnotisiert. Die Tschechoslowakei war von nun an mit Krebsscheren im Norden, Süden und Westen von Deutschland umklammert.

Am 17. März veröffentlichte die sowjetische Regierung eine Erklärung, in der sie darauf hinwies, daß als Ergebnis der Okkupation Österreichs in erster Linie die Bedrohung für die Tsche-

choslowakei wächst und schließlich die Gefahr, daß diese sich infolge der Ansteckungsgefahr einer Aggression zu einem neuen internationalen Konflikt auswächst. Die sowjetische Regierung erklärte, daß sie wie früher bereit ist, an kollektiven Maßnahmen teilzunehmen, die zum Ziel haben könnten, einer Ausweitung der Aggression Einhalt zu gebieten und die sich verstärkende Gefahr eines neuen Weltkrieges zu bannen.

Hitler sah, daß alle von der UdSSR an die Adresse der westlichen Länder gerichteten Appelle verpufften, und forcierte die Vorbereitung einer Aggression gegen die Tschechoslowakei. Als Vorwand wurde die Tatsache benutzt, daß in dem an Deutschland grenzenden Sudetenland ein Teil der Bevölkerung deutscher Nationalität war. Die Sudetendeutsche Partei, die von dem Hitleragenten Henlein geführt wurde, trat für die faktische Abtrennung der Sudeten von der Tschechoslowakei ein. Sie begann einen Putsch, der niedergeschlagen wurde. Danach forderte Hitler ohne Umschweife, das Sudetengebiet Deutschland abzutreten, andernfalls drohte er mit einer militärischen Vergeltung. Der Volkskommissar (Minister) für Auswärtige Angelegenheiten der UdSSR, Litwinow, informierte Alexandrowski und den Gesandten der Tschechoslowakei in Moskau Fierlinger über seine Genfer Gespräche mit dem Minister für Auswärtige Angelegenheiten Frankreichs. Bonnet hatte ihm mitgeteilt, daß nach seinen Informationen in absehbarer Zeit in den deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen eine Krise eintreten müsse. Der französische Minister interessierte sich dafür, was die Sowjetunion in diesem Zusammenhang zu tun gedenke. „Bis dahin hatte Frankreich keinerlei Interesse an möglichen Handlungen der UdSSR gezeigt, obwohl diese mehrmals vorgeschlagen hatte, diese Frage auf der Ebene der Generalstäbe zu erörtern", antwortete Litwinow. „Bei einer nazistischen Aggression wird Moskau nicht teilnahmslos bleiben und der Tschechoslowakei militärische Hilfe erweisen. Das sollte auch Frankreich tun."

Das Hauptproblem bestand darin, auf welchem Weg diese Hilfe erwiesen werden könnte, hatte doch die Sowjetunion eine gemeinsame Grenze weder mit der Tschechoslowakei noch mit Deutschland. Inzwischen hatten Rumänien und Polen mehrfach erklärt, daß die Rote Armee unter keinen Umständen durch ihr Staatsgebiet gelassen würde. Druck auf sie konnten nur Großbritannien und Frankreich ausüben.

Aber in London und Paris war das Schicksal der Tschechoslowakei schon besiegelt. Den Frieden um jeden beliebigen Preis „rettend", warfen Großbritannien und Frankreich die Tschechoslowakei Hitler zum Fraß vor. Sie versuchten ihn in Europa zu beschwichtigen, um die faschistische Expansion nach Osten, gegen die Sowjetunion zu richten.

Am Abend des 19. September 1938 wurde Alexandrowski von Beneš[1] angerufen. Der Präsident bat ihn, schnell zu kommen. Der späte Anruf, die aufgeregte Stimme des Sekretärs ließen nur einen Gedanken zu: es mußte etwas besonders Wichtiges vorgefallen sein.

Beneš erhob sich zur Begrüßung Alexandrowskis und sagte mit bebender Stimme, daß er soeben den offiziellen Vorschlag Londons und Paris' erhalten habe, Deutschland das Sudetengebiet abzutreten. Die Hände des Präsidenten zitterten.

„Das ist nur ein Vorschlag?" fragte der sowjetische Bevollmächtigte.

„Sie bestehen darauf. Ich bitte Sie, Herr Botschafter, so bald wie möglich auf die Frage zu antworten, ob die Sowjetunion unverzüglich der Tschechoslowakei wirksame Hilfe erweisen würde, wenn wir Deutschland nicht nachgeben und Frankreich seinen Verpflichtungen treu bleibt?"

„Die Antwort meiner Regierung erhalten Sie in den nächsten Stunden, Herr Präsident . . ."

Die Antwort aus Moskau kam sofort:

Auf die Frage von Beneš, ob die UdSSR vertragsgemäß sofortige und wirksame Hilfe erweist, wenn Frankreich dem Vertrag treu bleibt und auch Hilfe erweist, können Sie im Namen der Regierung der Sowjetunion eine bestätigende Antwort geben.

Die feste Position der Sowjetunion wurde durch praktische Schritte untermauert. Der Volkskommissar (Minister) für Verteidigung der UdSSR teilte dem französischen Generalstab durch den sowjetischen Militärattaché in Paris mit:

Unser Oberkommando hat vorbeugende Maßnahmen ergriffen: 30 Schützendivisionen wurden in Gebiete in unmittelbarer Nähe der Westgrenze verlegt, das gilt auch für Kavalleriedivisionen. Was die Fliegerkräfte und Panzertruppen betrifft, so befinden sie sich in voller Gefechtsbereitschaft.

Die Entschlossenheit der Sowjetunion, der Tschechoslowakei Hilfe zu erweisen, hinterließ keinen Zweifel. Aber die Kapitulanten setzten ihr Spiel fort. Frankreich und Großbritannien gaben zu erkennen, daß die Tschechoslowakei, falls sie nicht freiwillig die Sudeten abtritt und sie von Deutschland überfallen würde, sie nicht auf die Hilfe des Westens rechnen könne. Die tschechoslowakische Regierung geriet ins Wanken und beschloß nachzugeben, obwohl sie verstand, daß sie damit einen verhängnisvollen Schritt in Richtung auf einen Verlust der staatlichen Souveränität tat. Sich selbst um die gewaltigen Verteidigungsanlagen an der Grenze und die natürlichen gebirgigen Verteidigungslinien bringend, öffnete sie so der deutschen Wehrmacht den ungehinderten Zugang nach Prag.

Um ihre Kapitulantenhaltung

[1] Im Dezember 1935 wurde Beneš zum Präsidenten gewählt. Ministerpräsident wurde Hodža. – Die Red.

zu rechtfertigen, versuchte die tschechoslowakische Regierung, ihr Volk und die Weltöffentlichkeit davon zu überzeugen, daß die Tschechoslowakei angesichts der deutschen Aggression völlig allein gelassen worden sei. Die Zeitung „Večer" veröffentlichte eine provokatorische Mitteilung, wonach die Tschechoslowakei vom Volk der „slawischen Rasse" verraten worden sei. Nach der Reaktion der Bevölkerung zu urteilen, glaubte kaum jemand an diesen Unsinn.

„In Prag spielen sich erschütternde Szenen ab", teilte in jenen Tagen Alexandrowski Moskau mit. „Die Menschenmenge singt die Nationalhymne und weint buchstäblich. Man singt die ‚Internationale'. In den Gesprächen setzt man die erste Hoffnung auf die Hilfe der UdSSR, hört man Aufrufe, sich zu verteidigen. Nicht nur Hodža, sondern auch Beneš werden mit Pfiffen und Schreien begrüßt, Hitler und Chamberlain rufen gleichermaßen Haß hervor."

Inzwischen verschärfte Hitler mit jedem Tag seine Forderungen. Und als die tschechoslowakische Regierung, die die Empörung des Volkes in Betracht ziehen mußte, sie abzulehnen versuchte, mischten sich erneut Großbritannien und Frankreich ein. Hinter dem Rücken der Tschechoslowakei vereinbarten sie mit Hitler und Mussolini die Einberufung der Münchner Konferenz der Regierungschefs der vier Mächte für die Unterzeichnung eines schon grundsätzlich vereinbarten Abkommens bezüglich eines Abtretens des sudetendeutschen Gebietes.

Am Morgen des 30. September 1938 wurde Alexandrowski die Bitte des Präsidenten überbracht, sofort in die Residenz auf dem Prager Hradschin zu kommen. Beneš ging im Arbeitszimmer nervös hin und her.

„Die Westmächte haben uns auf schändlichste Weise verraten, haben mein Land Hitler ihrer Interessen wegen geopfert ... Herr Botschafter, ich bitte Sie, den Standpunkt Ihres Landes dazu mitzuteilen, ob wir unter diesen Bedingungen kämpfen oder kapitulieren sollen? Ich stelle diese Frage offen, weil ich nicht weiß, welche Haltung das Parlament und die politischen Parteien einnehmen."

In dem Telegramm auf die Anfrage von Beneš gab Moskau zur Antwort, daß die UdSSR der Tschechoslowakei jegliche Unterstützung erweist, wenn diese dem Aggressor Widerstand leistet und um Hilfe bittet.

Bedauerlicherweise war diese Antwort schon nicht mehr vonnöten. Alexandrowski wurde bald darauf vom Präsidenten eingeladen, der ihm mitteilte, daß er seine Frage zurücknehme: Die Regierung der Tschechoslowakei habe beschlossen zu kapitulieren. Die Besetzung des Sudetenlandes durch deutsche Truppen sollte am nächsten Tag beginnen.

* * *

Es verging kaum ein halbes Jahr. Die neue Prager Regierung mit Berán an der Spitze, die am 1.

Dezember 1938 die Macht übernommen hatte, setzte unter dem Druck Deutschlands den Kapitulantenkurs fort. Die Kommunistische Partei in Böhmen und Mähren sowie andere progressive Organisationen wurden aufgelöst. Auf Befehl aus Berlin vom 14. März 1939 stimmte das slowakische Parlament für die Abtrennung der Slowakei vom tschechischen Mutterland und die Schaffung eines selbständigen Staates mit dem Faschisten Tiso an der Spitze. Am gleichen Tag begannen ungarische Truppen mit der Besetzung der Transkarpaten-Ukraine. Am 15. März gab der Präsident der Tschechoslowakei Hacha das Schicksal des tschechischen Volkes und Landes in die Hände des Führers des Deutschen Reiches.

Am Abend des 15. März 1939 kam in das Gebäude der sowjetischen Botschaft in Prag der Stellvertreter des Militärattachés, Major Kaschuba, geeilt. An Alexandrowski gewandt, sagte er:

„In zwei Stunden werden die faschistischen Panzer in Prag sein. Sie kommen von Norden und Westen. Der Weg nach Osten ist bis jetzt offen."

Als aus dem Hof der Botschaft der UdSSR der letzte Wagen fuhr, war am Stadtrand schon das Rasseln von Ketten zu hören. Die Panzer der faschistischen Wehrmacht rollten in die Hauptstadt der Tschechoslowakei.

Nach fünfeinhalb Monaten überfiel Hitler, der glaubte, daß ihm auch diesmal alles gelingen würde, Polen. Der zweite Weltkrieg begann.

1946 bekannte Feldmarschall Keitel auf dem Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß: „Ich bin fest davon überzeugt, daß – falls Daladier und Chamberlain Hitler in München gesagt hätten ‚wir greifen an', Deutschland auf keinen Fall zu Kriegshandlungen übergegangen wäre." Das heißt, es wäre vielleicht nicht zum 1. September 1939 gekommen, als Hitler gegen Polen 54 Divisionen warf und so den zweiten Weltkrieg entfesselte. Unser Foto: Hitlerfaschisten zerstören die Grenzmarkierungen an der polnisch-deutschen Grenze.

NOCH IST ES NICHT ZU SPÄT!

Das aktuellste Thema ist heute die Abwendung eines Weltkriegs. Wo das nukleare Inferno auch beginnen mag, es würde unweigerlich zu einer globalen Katastrophe führen. Nichts ist so dringend, wie den Krieg zu verhüten, ehe es zu spät ist.
Der sowjetische Literaturhistoriker Juri KARJAKIN, ein bekannter Dostojewski-Forscher, stellte in der Zeitschrift „Das XX. Jahrhundert und der Frieden" dazu einige Betrachtungen an.

Jahrhunderte- oder sogar jahrtausendelang beruhte die Weltanschauung der Menschen, wie auch immer, auf der Überzeugung, daß der Mensch vergänglich, die Menschheit aber unsterblich sei. Der Einzelne mag sterben, es bleiben jedoch seine Kinder und die Früchte seiner Arbeit. Es bleibt das Volk, die Menschheit.

Früher beruhten alle Zukunftshoffnungen der Menschen auf der felsenfesten Überzeugung, daß die Zukunft nicht ausbleiben kann, daß früher oder später eine Wende zum Besseren eintreten muß.

Im Grunde genommen hatte die Menschheit früher so etwas wie die Weltvorstellung eines Halbwüchsigen, der keinerlei Schicksalswenden fürchtet.

Der Mensch träumte, er sei unsterblich, und hoffte schon, seine Lebenserwartung verdoppeln zu können, da wurde plötzlich alles anders: ein Einzelner oder einige wenige Menschen konnten das ewige Leben der Menschheit den eigenen Augenblicksinteressen opfern.

Jetzt droht der ganzen Menschheit der Tod, sie ist sterblich geworden.

In unserem Zeitalter gelten vier Axiome:

– die ganze Menschheit steht wegen der Gefahr eines Nuklearkrieges und der Störung des ökologischen Gleichgewichts erstmalig vor der Wahl zwischen Leben und Tod;

– für diese Wahl bleibt immer weniger Zeit, vor allem wegen der rapide zunehmenden Beschleunigung der unabsehbarer und unkontrollierbarer werdenden bedrohlichen Vorgänge;

– jetzt haben die Menschen kein Recht, sich zu irren;

– höchste Gefahr erfordert höchste Anstrengungen und höchste Einsatzbereitschaft jedes Einzelnen und aller zusammen.

Um diese Axiome und Alternativen zu begreifen und zu akzeptieren, um sie sich vorzustellen und sie physisch wahrzunehmen (sonst bleiben sie dem Bewußtsein verschlossen), kann man meiner Ansicht nach nicht ohne bildliche Begriffe wie lebendige Zeit und tote Zeit auskommen, wobei unter lebendiger die zu verstehen ist, wenn die Katastrophe noch abgewendet und das Leben noch gerettet werden kann; unter toter Zeit die, wenn man nichts mehr machen kann, wenn sich das „Raumschiff" im All „verirrt" hat und weder zurückgeholt noch auf den rechten Kurs gebracht werden kann.

Alles ist heute berechnet, nicht nur von den Politikern, sondern auch von den bildenden Künstlern und Schriftstellern. Das Gesamtergebnis dieser Rechnung lautet, daß die lebendige Zeit schwindet und die tote Zeit so schnell wächst, wie die Bestände an modernsten Waffen, die Konfrontation der Staaten und die Stationierungsgelände für Raketen mit Kernsprengköpfen, wie das Wüten der ultralinken und ultrarechten Terroristen, die schon ihre Hände nach Kernwaffen ausstrecken, um damit zu drohen; so schnell, wie die Lautstärke der Hetze im „Kreuzzug" gegen den Kommunismus und der ebenso verbrecherischen wie idiotischen Verheißung des Sieges in einem Nuklearkrieg; wie die Geschwindigkeit, mit der die empfindliche Ozonhülle unseres Planeten zerstört, wie Luft und Wasser vergiftet werden, wie Pflanzen und Tiere aussterben und wie Geist, Ehre, Mut, Tapferkeit und Gewissen der Menschen eingelullt und zersetzt werden.

Einmal dachte ich über die kindliche Frage nach, ob ich, wenn ich die Wahl hätte, in einer früheren oder späteren Zeit hätte leben wollen, und begriff plötzlich, daß die Lebenszeit auch die Heimat ist. Da gibt es nichts zu wählen. Heutzutage sind wir mehr denn je davon überzeugt, daß die Heimat nicht nur unser Geburtsland, sondern auch unsere Lebenszeit ist. Unsere lebendige Zeit ist unser aller Heimat, die man niemals verraten darf, sondern retten muß.

Die Menschheit – das Menschengeschlecht – ist nach Marx die höchste Form der Soziabilität, des Humanismus.

Die Schwierigkeit besteht nun darin, daß sich das Gemeinschaftsempfinden beim Vorhandensein sozialer, klassenmäßiger, politischer, nationaler und staatlicher Unterschiede, Gegensätze und Konflikte innerhalb dieser Gemeinschaft herausbildet. Alle diese Gegensätze werden keineswegs aufgehoben, können heutzutage aber nicht unverändert bleiben.

Als der Faschismus die Menschheit mit dem Untergang bedrohte, konnten die westliche bürgerliche Demokratie und der Kommunismus zueinander finden und blieben doch sie selbst. Das ist eine Geschichtstatsache, die zu Hoffnungen berechtigt, denn sie beweist, daß sich sogar gegensätzliche Kräfte im Kampf um die Erhaltung des Lebens verbünden können. Jetzt haben sie erst recht keine andere Wahl, als die „Kritik mit Waffen" durch die „Waffe der Kritik" zu ersetzen.

Jeder neuen Waffe, jeder Gefahr steht letztlich eine uralte Waffe gegenüber: die Größe der menschlichen Vernunft und des menschlichen Empfindens, die die Denker und Dichter jedes Volkes in Jahrtausenden geschmiedet und geschliffen haben. Die schöngeistige Literatur hat dabei nicht die letzte Rolle gespielt. Gewiß, sie ist weder Soziologie noch Politik. Aber gerade sie erforscht, zeigt die rettenden geistigen und sittlichen Beziehungen und warnt vor den selbstmörderischen entleerten Beziehungen.

Was man heute globale Probleme nennt, war allen großen Dichtern ursächlich mit dem globalsten Problem verbunden: dem von Geistesgröße und Menschlichkeit. Diese Erkenntnis hilft uns unfehlbar zwischen Leben und Tod wählen. In diesem Kontext hat der sowjetische Schriftsteller Ales Adamowitsch einmal über unsere Epoche gesagt: „Das Wichtigste, was sich in der Menschenwelt ereignet hat, ist, daß die Begriffe ‚einen Menschen töten' und ‚die Menschheit töten' in gefährliche Nähe gerückt sind."

Jetzt kann man sagen, daß echte Kunst und Literatur eigentlich ein Politikum sind. Wieso? Weil sie ohne ein humanistisches Ideal nicht existieren können. Unsere Zeit ist so geartet, daß Kunst und Literatur zu einer wahrhaft rettenden Politik werden können, während eine Politik ohne humanistisches Ideal, eine geistlose und sittenwidrige Politik selbstmörderisch ist.

Der bekannte Ausspruch Dostojewskis „Schönheit wird die Welt retten" hat eine weniger bekannte Fortsetzung: „Abscheulichkeit wird sie töten." Das war nicht einfach das ästhetische Cre-

do von Dostojewski, es war seine Lebens-, ja sogar seine politische Maxime: „Schönheit wird die Welt retten", nämlich die Schönheit der Uneigennützigkeit, Tapferkeit, der Gerechtigkeit und des Geistes, des Mitleids und Gewissens. „Abscheulichkeit wird sie töten", nämlich die Abscheulichkeit des Eigennutzes, der Feigheit, Dummheit, Grausamkeit und Gewissenlosigkeit.

Ich möchte daran erinnern, daß im Gründungsmanifest der 1. Internationale von der Notwendigkeit die Rede war, „danach zu streben, die einfachen Gesetze der Sittlichkeit und Gerechtigkeit, nach denen sich Einzelpersonen in ihren Beziehungen zu richten haben, höchste Gesetze auch für die Beziehungen unter den Völkern werden". Ich möchte auch darauf hinweisen, daß für Marx Kommunismus gleich realem Humanismus war.

Wie treffend! Es geht nicht einfach um „die Rettung der Bäuche" wie Dostojewski schrieb. „Die Rettung der Bäuche ist die sterilste und letzte aller Ideen, die die Menschheit vereint. Das ist schon der Anfang vom Ende, das Ahnen des Endes." Es geht um die beispiellose geistige Erhebung des Menschen, um die Rettung, Förderung und Verwirklichung des humanistischen Ideals, ohne das nichts möglich ist, auch nicht die „Rettung der Bäuche". Mit einem Ideal ist alles zu schaffen.

Es gibt die Gefahr einer verhängnisvollen Sackgasse, und es gibt die Gefahr der Sorglosigkeit und Unverantwortlichkeit. Nur der Mut zum Erkennen der ganzen Gefahr kann den Mut hervorbringen, sie zu bannen. „Wo sind unsere Besten? Im Augenblick der Gefahr werden sie da sein", schrieb Dostojewski.

Und wenn die Menschheit endlich imstande sein sollte, aufzuatmen und sich zu sagen, daß das Schlimmste vorbei und ein Selbstmord ausgeschlossen sei – wem wird sie das vor allem zu danken haben? Politikern und Wissenschaftlern, beispiellosen sozialen Volksbewegungen, aber auch den sublimsten Regungen des Schriftstellergewissens. Wenn das aber nicht geschieht, die Menschheit sich selbst ausrottet, dann wird es keine Unschuldigen geben.

Damit wollte ich nochmals sagen, daß für die endgültige Wahl zwischen Leben und Tod geschichtlich gesehen nur noch bemessene lebendige Zeit bleibt. Verstreicht sie, wird niemand mehr „Zu spät!" rufen können.

Keiner kann sich einer Antwort auf die Frage entziehen: „Für welche Zeit wirkst du, für die lebendige oder die tote? Was tust du? Tust du es richtig?" Noch ist Zeit für eine Antwort. Doch wieviel genau, weiß niemand zu sagen.

ES WIRD KEINE SIEGER GEBEN

Die Köpfe der Kriegsanstifter beherrscht die Wahnsinnsidee von der Vergrößerung der Nuklearwaffenarsenale und der Möglichkeit eines begrenzten Kernwaffenkrieges. Diese Leute scheinen nicht zu begreifen, daß dies alles zu einer nuklearen Katastrophe und zur völligen Zerstörung unseres Planeten führt. Die Sowjetunion ist aufrichtig an der Erhaltung des Friedens interessiert. Das beweisen die Friedensvorschläge der Regierung der UdSSR.

Mushtaq Ali KHAN,
Pindigheb, Attock (Pakistan)

Ich finde es gut, daß Sie nach wie vor Erlebnisberichte sowie Schilderungen von Menschenschicksalen im 2. Weltkrieg veröffentlichen. Manchmal hört man die Meinung, daß das doch schon lange her sei und man solle doch nicht immer wieder daran erinnern... Solchen Auffassungen müssen wir entschieden entgegentreten, denn heute stehen wir wieder an der Schwelle eines solchen Konfliktes. Man muß den Menschen vor Augen halten, welche Auswirkungen solch ein Krieg haben kann. In ihm wird es keine Sieger, sondern nur noch Opfer geben.

Ramona GRAHL,
Dresden (DDR)

Reagan und jene, die seine Politik unterstützen, setzen nur auf die tödliche Kraft der Waffen und hören nicht auf die Stimme der Vernunft.

Ehrliche Politiker, bedeutende Wissenschaftler und Schriftsteller schreiben seit langem über die verheerende Wirkung der Kernwaffen, über die Verantwortungslosigkeit der amerikanischen Administration.

Angesichts der Gefahr einer weltweiten Nuklearkatastrophe müssen wir wachsam sein und aktiv alle Versuche der Imperialisten, einen Krieg zu entfesseln, vereiteln.

Bach NGUYEN,
Hanoi (Vietnam)

DIE FEINE VERWANDTSCHAFT SACHAROWS

„Die feine Verwandtschaft von Akademiemitglied Sacharow" war der wichtigste Beitrag in Heft 3/84. Über dieses Thema muß man soviel wie möglich schreiben. Denn Sacharow ist ein Erzfeind der Entspannung und ein Anstifter des 3. Weltkrieges.

Arthur BLUMENFELD,
New York (USA)

Wie ist es möglich, daß dieser Ex-Physiker, der seit langem mit den giftigsten Schmähungen über sein Vaterland herfällt und Zwietracht unter den Völkern sät, noch heute das Gehalt eines Akademiemitgliedes erhält bzw. Mitglied der Akademie der Wissenschaften ist?

Familie LÜCKE,
Frankenberg (DDR)

Mit großem Interesse habe ich den Artikel „Die feine Verwandtschaft von Akademiemitglied Sacharow" gelesen. Dafür, daß er die Heimat schmähte, der westlichen Propaganda zu Munde redete, dekorierte man ihn noch mit dem Nobelpreis. Die Westpresse tut alles, um ein krankhaftes Interesse an diesem Menschen wachzuhalten, der über Menschenrechtsver-

letzungen in der Sowjetunion schreit und mit Schweigen die tatsächlichen Verletzungen dieser Rechte in anderen Ländern übergeht.

Shakil AHMAD,
Islamabad (Pakistan)

BRAUCHEN WIR DEN UNIVERSALLEHRER?

Wie stellt man sich eigentlich das Studium so eines all-round-Lehrers (1/84) vor? Dauert doch heute schon das Studium zweier Fächer (jedenfalls in der DDR) fünf Jahre. Die „Rückkehr zu einigen altbewährten Grundsätzen" scheint mir dasselbe wie die Forderung „die Frau zurück an den Herd!" oder jene nach dem Unterricht der Kinder daheim, durch die Eltern!

U. ROSSNER, Blumenau (DDR)

Ich meine, daß der Universallehrer nicht erst in der Schule des 21. Jahrhunderts, sondern schon in der jetzigen notwendig ist. Im Gegensatz zur Ansicht des Verfassers meine ich, daß man sofort mit ihrer Ausbildung beginnen muß.

František KRAL,
Bratislava (ČSSR)

Die Redaktion erhielt eine Menge Post auf die in Heft 1/84 veröffentlichte Antwort an unseren Leser Rémi Bolduc aus Kanada, darunter auch von dem Verfasser des Briefes:

Liebe Leser und Leserinnen des Sputnik!

Wenn spätere Generationen im Sozialismus leben wollen und diese Gesellschaftsordnung erlaubt, den Frieden, soziale Gerechtigkeit, die weitere Entwicklung der Wirtschaft und Harmonie zwischen den Völkern zu gewährleisten, dann wäre das nur zu begrüßen. Aber gegenwärtig, zum Glück oder Unglück, fühlen wir Bewohner Nordamerikas keinen besonderen Drang zu diesem System. Herrn Weber möchte ich sagen, daß sein Brief (Heft 6/84 – d. R.) von gesundem Menschenverstand geprägt ist.

Rémi BOLDUC,
Quebec (Kanada)

Herr Weber hat wirklich gesunden Menschenverstand, wenn er meint, daß für die Erhaltung des Friedens richtige und objektive Informationen notwendig sind. Was Herrn Bolduc angeht, so erinnern wir daran, daß wir unseren Standpunkt zur Entwicklung der sozialen Prozesse in der Welt niemandem aufdrängen (siehe Heft 7/84).

Die Redaktion

PERIODIKA FÜR GLÄUBIGE

Welche periodischen Druckerzeugnisse werden für Gläubige in der UdSSR herausgegeben?

Emmanuel AFARI,
Accra (Ghana)

Wie alle anderen religiösen Fragen, ist die Herausgabe und Verbreitung religiöser Literatur in der UdSSR ausschließlich innerkirchliche Angelegenheit. Diese Literatur wird in staatlichen Druckereien hergestellt, private Druckereibetriebe bestehen in der UdSSR nicht. Die gesamte Auflage wird dem Auftraggeber (hier der Kirche) übergeben, die sie unter den Gläubigen vertreibt.

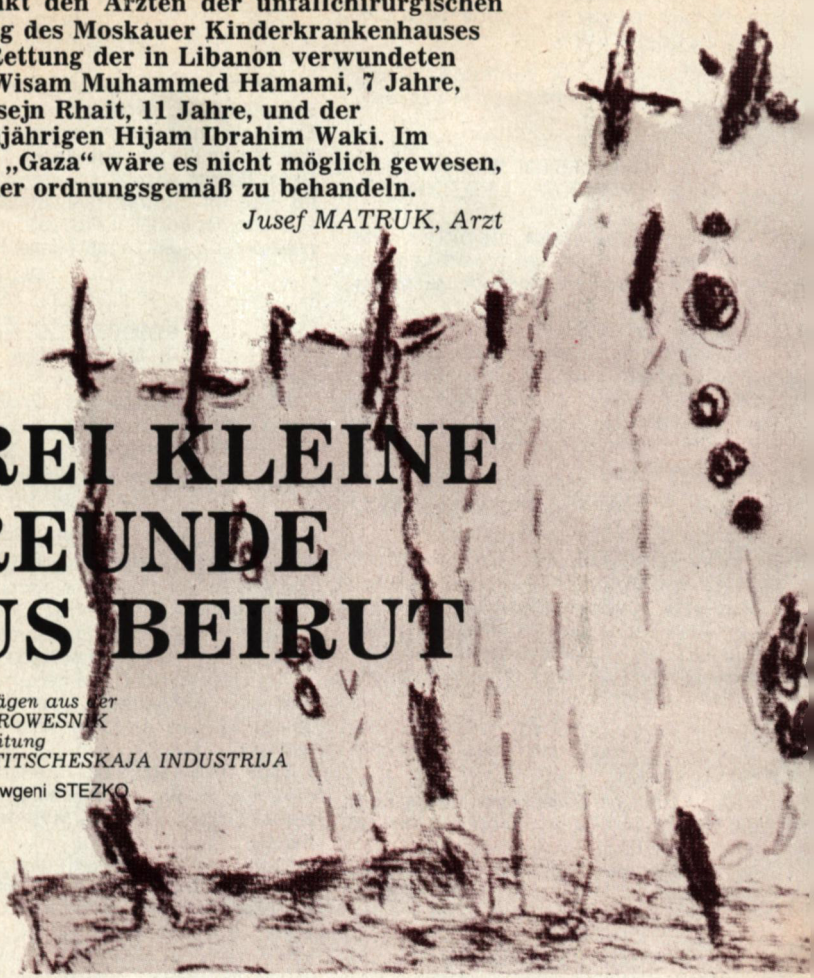
Ende 1983 beging die Russische Orthodoxe Kirche den 40. Jahrestag ihres offiziellen Organs „Shurnal Moskowskoi Patriarchii".

Religiöse Zeitschriften und Kalender werden auch von den Evangeliumschristen/Baptisten, der Armenischen Apostolischen Kirche, der Georgischen Orthodoxen Kirche, der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Litauen, Lettland und Estland, dem Presbyterianerrat der Sieben-Tage-Adventisten und anderen herausgegeben. Diese Publikationen erscheinen in russischer und weiteren Sprachen von Völkern der UdSSR. Vier moslemische Geistliche Verwaltungen geben gemeinsam die Zeitschrift „Musulmane Sowjetskogo Wostoka" in Usbekisch, Arabisch, Englisch, Französisch und Urdu heraus.

Die Redaktion

Die Palästinensische Befreiungsorganisation PLO dankt den Ärzten der unfallchirurgischen Abteilung des Moskauer Kinderkrankenhauses für die Rettung der in Libanon verwundeten Kinder Wisam Muhammed Hamami, 7 Jahre, Imat Husejn Rhait, 11 Jahre, und der sechzehnjährigen Hijam Ibrahim Waki. Im Hospital „Gaza" wäre es nicht möglich gewesen, die Kinder ordnungsgemäß zu behandeln.

Jusef MATRUK, Arzt



DREI KLEINE FREUNDE AUS BEIRUT

Nach Beiträgen aus der Zeitschrift ROWESNIK und der Zeitung SOZIALISTITSCHESKAJA INDUSTRIJA

Fotos: Jewgeni STEZKO

Die Kinder wurden direkt vom Flughafen in das Krankenhaus gebracht.

Lange hatten sie kein trostreiches Wort gehört, waren die Schwerverletzten allein mit ihrem Schmerz geblieben.

Hijam litt an einer komplizierten Splitterverletzung am Unterschenkel. Imat war von einer

MG-Salve am Bein getroffen worden. Der Jüngste, Wisam, war bei einem Bombardement an beiden Beinen und der linken Schulter verletzt worden.

Der Unfall-Chirurg Alexander Kusin arbeitet bereits seit 7 Jahren in der Kinderklinik. Täglich ist er mit Schmerzen und Leiden der Kinder konfrontiert. Aus seiner Praxis kennt er schwere Verkehrsunfälle; Hunderte der kleinen Patienten waren mit dem Fahrrad gestürzt, bei Klettereien auf Bäumen verunglückt, vom Reck gefallen und beim Eislaufen ausgerutscht.

Aber eine Splitterverletzung!

Der Anblick von Kindern, die im Bombenhagel gewesen waren!

Jedesmal, wenn sich Alexander Kusin erinnert, wie er die Kinder in Empfang genommen hatte, fehlt es ihm an Worten:

„Alle drei Kinder befanden sich in einem schlechten Zustand. Es stand schlimm um sie. Osteomyelitis (Knochenmarkentzündung) war zu befürchten; das bedeutet Entzündung, Eiter. Das erste, was man über Brüche unbedingt wissen muß – die Bruchstücke des Knochens müssen wieder miteinander verbunden werden. Das gehört zum Abc. Doch bei Wisam waren die Bruchenden ganze 5 cm voneinander entfernt! Bei Hijam fand sich im zersplitterten Unterschenkel eine Nadel. Im ersten Augenblick wußten wir gar nicht, was das sein sollte. Wir bewahren sie als unmenschliches Zeugnis des Krieges auf. Es stand damals wirklich schlecht um die drei palästinensischen Kinder. Die Jungen schmächtig, kahlgeschoren, riesige Augen und ... schweigsam ...“

Mit Kriegsverletzungen wurde der junge Chirurg zum erstenmal in der Praxis konfrontiert. Über Kriegschirurgie hatte er zwar eine Prüfung am Institut abgelegt; aber das lag schon lange zurück. Und nun rückte alles in greifbare Nähe, lebte auf in der sterilen Sauberkeit des Moskauer Operationssaales, durch dessen Fenster die Sonne fiel. Unfaßbar, daß irgendwo, weit weg, ein kräftiger, gesunder junger Mann, womöglich in seinem Alter, eine Bombe abwarf, auf den Abzug eines Maschinengewehrs drückte, eine Granate abschoß. Für einen chirurgischen Eingriff bietet Kusin sein ganzes Können auf. Man mußte doch vor Augen der verwundeten, erschütterten Kinder die Welt der guten Erwachsenen schützen. Und hier, am Operationstisch, vertrat er diese Welt, wo nicht gemordet, sondern gerettet wird.

Kusin ist selbst Vater zweier Söhne – Serjosha und Aljoscha. Da er zur Genüge kindliches Unglück gesehen hat, bangt er noch stärker um sie, als vielleicht andere Eltern. Aber angesichts dieser Kinder spürte der Arzt eine Angst, die ganz anders war. Zum erstenmal wurde ihm vollends bewußt, daß der Krieg selbst Kinder nicht verschont.

Der kleine Wisam war an beiden Beinen schwer verwundet. Dank der Hilfe Moskauer Ärzte ist er wieder gesund und kann wie alle Kinder laufen und spielen.

Sowjetische Mediziner taten alles Mögliche, damit die traurige Hijam nicht nur wieder genas, sondern auch an die Welt der guten Erwachsenen glauben konnte.

Zu Hause erzählte der Chirurg seinen Söhnen, was Gleichaltrigen im Krieg widerfährt. Die beiden Jungen waren betroffen, fragten ihren Vater, ob Hilfe möglich sei.

Die Ärzte taten ihr möglichstes. Als erster befand sich Wisam auf dem Wege der Besserung. Er fing nicht nur wieder an zu gehen, sondern er sprang auch und spielte Fußball. Dabei hatte man zuerst befürchtet, daß der Junge stirbt oder zeitlebens Invalide bleibt. Zu seiner völligen Genesung trug ein Apparat des sowjetischen Chirurgen Ilisarow bei. Und als Wisam das erstemal durch das Krankenzimmer und über den Korridor humpelte, war

das schon ein großes Ereignis. Der Junge lachte. Er lächelte nicht leise und zurückhaltend, nein, er lachte laut auf, übermütig, wie es alle glücklichen Kinder auf der Erde tun.

Manchmal schien es Kusin, als unterschieden sich die kleinen Patienten aus Libanon nicht mehr von den anderen Kindern. Natürlich wurde beim Verbinden auch gejammert und gestöhnt. (Die schweigsame und bescheidene Hijam war die tapferste von allen. Fragte er sie, ob es weh tue, nickte sie nur mit dem Kopf; aber ein Blick auf die Wunde verriet ihm, welche Schmerzen sie aushalten mußte.) Gemeinsam mit den anderen Kindern lärmten sie im Spielzimmer und balgten sich. Die russische Sprache begriffen sie schnell. Die Jungen tummelten sich ausgelassen im Schnee, den sie vorher noch gar nicht gesehen hatten.

Zuweilen aber, wenn Alexander Kusin das Krankenzimmer betrat, sah er, daß Hijam am Fenster stand, noch Tränen in den Augen. Wenn er sich abends von Wisam verabschiedete, wußte er, daß der Junge noch lange wach liegen, vor Trauer und Heimweh weinen würde, mit seinem kindlichen Herzen den grausamen Sinn des Wortes „niemals“ begreifend. Für immer getrennt von Mutter und Schwester, die unter Trümmern blieben.

Kusin war der erste, mit dem Wisam darüber sprach, als er schon Russisch konnte: „Ich wollte zur Schule gehen und

wusch mich gerade. Mutter war damit beschäftigt, Melonenkürbisse zuzubereiten. Dann fiel eine Bombe. Ich rannte und schrie. Mutter brachte mich aus dem Haus. Sie selbst lief zurück, meine Schwester zu suchen. Sie war klein, sie wußte nicht, daß man im Haus vor Bomben nicht sicher ist. Die Mutter lief im Haus herum; sie rief nach der Schwester, während ich auf der Straße wartete. Das Haus stürzte über meiner Mutter zusammen ..." Eines Tages überfiel Imat – er konnte sich schon wieder recht gut bewegen – Kusin auf dem Flur, eine Spielzeug-MPi in den Händen. „Wo rennst du denn hin?" erkundigte sich der Arzt. In den Augen des Jungen blitzte es auf: „Ich werde nach Hause zurückkehren und so schießen." Und er demonstrierte, wie er schießen würde. Dieser kindliche Haß traf den Doktor tief.

Diese vom Krieg gezeichneten Kinder unterschieden sich doch wesentlich von ihren russischen Altersgenossen. Der physische Schmerz, der ihre ganzen Kräfte beanspruchte, verging, aber ein anderer trat an seine Stelle.

Alexander Kusins Leben war glücklicherweise vom Krieg verschont geblieben. Dennoch war der Krieg für ihn ein Stück Erfahrung. Der Vater, ein Matrose der sowjetischen Grenztruppen, hatte ihm viel darüber berichtet. Er war am 22. Juni 1941 in den Krieg gegen die deutschen Faschisten gezogen und 14mal verwundet worden. Noch heute steckt ein Granatsplitter im rechten Lungenflügel. Aber seit frühester Kindheit war sich Alexander Kusin bewußt, daß er ein Glückspilz ist, war doch sein Vater heimgekehrt.

Der Arzt war gut beraten, als er Wisam, Hijam und Imat wie gewöhnliche Kinder behandelte.

„Es gibt das allgemeinmenschliche Mitleid und Mitgefühl eines Arztes. Mitgefühl des Arztes bedeutet, daß er tut, was seine Pflicht ist, und dabei nach bestem Wissen und Gewissen handelt. Wenn er dabei kein menschliches Mitgefühl hegt, wenn er sich an fremdes Leid bereits soweit gewöhnt hat, daß es ihn nicht mehr berührt, dann kann man nicht mehr von ärztlicher Behandlung, sondern nur noch von Routiniertheit sprechen", meint Kusin.

Er drang niemals in die libanesischen Kinder, um zu erfahren, was in Beirut geschehen war. Er erzählte ihnen einfach, was seine Söhne so spielten, brachte ihnen Spielzeug mit und erreichte, daß sie lachten. Er hörte das erste russische „Guten Tag" von ihnen. Kusin erlebte, wie seine kleinen Patienten, umgeben von menschlicher Wärme und Herzlichkeit, zusehends auflebten. Sie waren nicht einsam. Studenten aus ihrer Heimat, die in Moskau studierten, besuchten sie. Das ganze Krankenhaus wußte von ihnen. Mütter, die gemeinsam mit ihren Kleinen in den Nachbarzimmern lagen, und sogar Mütter aus anderen Etagen, ka-

men zu ihnen ins Krankenzimmer. Sie brachten allerlei Leckerbissen mit. Aber die besten „Gesellschafter" waren natürlich die Kinder. Während ihrer Genesung stellten sich bei den kleinen Patienten aus Beirut viele neue Bekannte ein, so daß sie sich immer heimischer fühlten.

Als die Behandlung abgeschlossen war, schickten die Ärzte die drei Kinder zur Erholung auf die Krim, ans Schwarze Meer. Von dort kehrten sie noch einmal ins Krankenhaus zurück, um sich zu verabschieden. Wisam hatte Tränen in den Augen; Doktor Kusin drückte ihn an sich. Und Imat verkündete plötzlich: „Wenn ich groß bin, werde ich Chirurg. Wie Sie." Hijam lächelte gelöster.

Zielt wieder jemand auf sie?

Dieses Selbstporträt zeichnete Wisam, als er sich nach der Behandlung am Schwarzen Meer im Pionierlager Artek erholte. Bis dahin hatte er nur den Krieg gezeichnet (siehe auch Seite 32).

EIN ORIGINELLES GESPANN

Nikolai TAGANSKI
Aus der Zeitung MOSKOWSKAJA PRAWDA
Fotos: Tofik SCHACHWERDIJEW

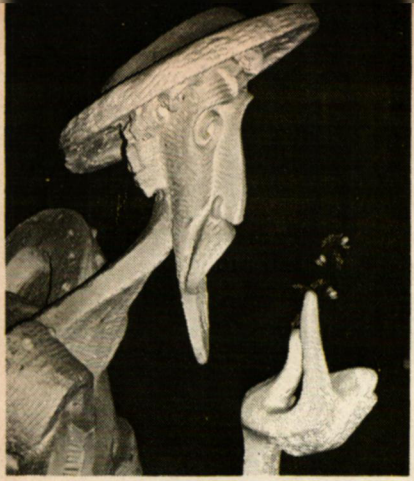
Das schöpferische Gespann der Monumentalbildhauer Nikolai Silis und Wladimir Lemport ist nicht nur ein Beispiel langwährender Zusammenarbeit, sondern auch durch die Zeit erprobter Freundschaft. Mit dem ihnen eigenen Humor hielten sie diese Tatsache in einer kleinen sie selbst karikierenden Plastik fest. Auf Wunsch kann man diese auch in zwei einzelne Figuren zerlegen. Dieses lustige Selbstporträt veranschaulicht das Wesen ihres Bundes.

Beide tragen russische Vornamen, der eine einen lettischen Familiennamen, der andere einen von den Vorfahren überkommenen französischen. Silis ist 55 Jahre alt, Lemport 60, aber beide fühlen sich jünger, vergessen nicht den Sport, schwimmen und laufen. Und wenn es die Umstände gestatten, ignorieren sie die Verkehrsmittel und gehen unbedingt zu Fuß.

Das Schicksal führte sie beide zur gleichen Zeit an die Moskauer Hochschule für Kunstgewerbe, in die sie bald nach Kriegsende eintraten. Nikolai Silis kam aus Leningrad, wie durch ein Wunder hatte er die Blockadejahre überlebt. Wladimir Lemport kehrte aus dem Krieg mit schweren Verletzungen heim.

Ihre Zusammenarbeit kam durch einen glücklichen Umstand zuwege. Dem Architekten Rudin gefielen die Diplomarbeiten der beiden Hochschulabsolventen, so daß er sie einlud, an der bildhauerischen Gestaltung des Palastes der Wissenschaft in Warschau teilzunehmen. Bisher schmücken ihre monumentalen Werke die Gebäude der sowjetischen Botschaften in Athen und Lagos, die Lushniki-Schwimm-

Nikolai Silis und Wladimir Lemport. Sie verbindet nicht nur gemeinsames Schaffen, sondern auch die Verwandtschaft der Seelen und der Humor. Ihre humoristische Selbstdarstellung



In der Büste Don Quichottes findet sich dessen Wesenszug wider: Herzensgüte und Selbstlosigkeit.

halle in Moskau, die Hauptbibliothek in Aschchabad, der Hauptstadt der Turkmenischen SSR, und vieles andere. Schon seit dreißig Jahren arbeiten Silis und Lemport zusammen. Wie sieht diese Zusammenarbeit aus? Nach einer Bestellung machen sie – jeder seiner eigenen Phantasie gemäß – Entwürfe für die Kompositionen. Das Arbeitsmodell schafft derjenige von beiden, dessen Ideen ihnen die erfolgversprechendsten zu sein scheinen. Der andere schaltet sich in der nächsten Etappe ein, wenn der Entwurf materialisiert werden muß. Beide betrachten sich gleichberechtigt als Autoren. Kommt es zwischen ihnen auch zu schöpferischen Meinungsverschiedenheiten?

„Natürlich streiten wir, und wie", geben sie lächelnd zur Antwort. „Und manchmal ärgern wir uns sogar übereinander. Zum Glück aber ohne böse zu werden."

Selbst fröhlich, scharfsinnig und leidenschaftlich, verstehen sie es, die Menschen zu fesseln, und freuen sich immer über Gäste. Aber erst am Abend, nach sechs. Am Tage gibt's die Arbeit und keinerlei Kontakte mit der übrigen Welt, um sich nicht ablenken zu lassen.

In ihrem Moskauer Atelier zu

weilen, ist eine wahre Freude. Geräumig, mit einer Unzahl von Ecken und Seitenflügeln, ist es eigentlich ein Museum, in dem eine unglaubliche Zahl eigener Werke aufgestellt oder aufgehängt sind. Der hier einmal als Gast weilende Filmregisseur Sergej Gerassimow konnte der Versuchung nicht widerstehen und nahm das ausgefallene Interieur für seinen Film „Den Menschen lieben" auf.

Der Spezialisierung nach eigentlich Monumentalisten, beherrschten Silis und Lemport schon in der Studentenzeit ver-

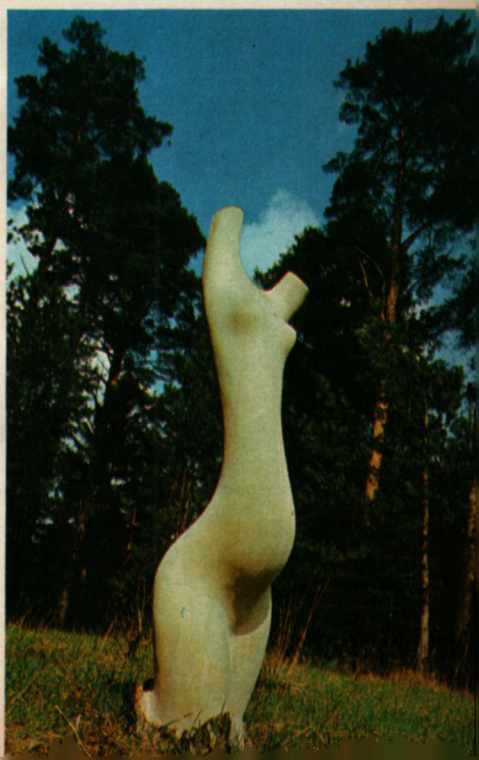
Neue Ideen werden zunächst in kleineren Maßstäben verwirklicht.

schiedene Arten der angewandten Kunst, und das kommt ihnen jetzt zugute. Sobald ein neuer Gedanke auftaucht, wählen die Künstler die entsprechenden Materialien und Arbeitstechniken aus und machen zunächst Probeanfertigungen in Zimmergröße mit maximal zwei bis drei Meter Höhe oder Miniaturen, die auf eine Handfläche passen. Auch hier schöpft jeder selbständig, unabhängig vom anderen.

Gerade beobachtete ich einen solchen Augenblick. Einer schweißte im Funkenflug aus dünnen Metallstäben irgend etwas vorläufig noch Unbestimmbares. Unter der Brennerflamme zeichnete sich ein glühendes Herz ab. Der andere trug die ersten Schichten eines Granits ab, in dem Block konnte man nur die Silhouette des werdenden Kunstwerkes ahnen. Die Probeexemplare werden von hier nicht selten als Geschenk von auf einen Sprung vorbeikommenden Bekannten entführt. „Nimm", ruft großmütig einer der beiden, wenn er den begehrenden Blick des Gastes bemerkt.

Wochenlang plagen sie sich mit den Proben, selbst wenn kein konkreter Auftrag vorliegt: die Hände und die Phantasie dürfen niemals ruhen. Wenn man sie wegen eines neuen Vorschlages anruft, haben sie eine Menge Ideen und Halbfertiges in Metall, Keramik, Glas, Granit und Gips auf Lager.

Besondere Beachtung unter den Schätzen des Ateliers verdienen die aus Holz geschnitzten Skulpturen. Bei der Darstellung des Menschen vermeiden Silis und Lemport jeden anatomischen Realismus und ziehen eine konventionelle Schaffensweise vor. Dessenungeachtet wirken die Haltungen des menschlichen Körpers in ihren Skulpturen unerwartet, klug und feinsinnig, wobei sie keineswegs nur der Form wegen experimentieren. Jede Figur stellt ein Symbol dar: Glück, Trauer, die Besessenheit der Kühnen, Intellekt, Hoffnung, Liebe.



Hochrelief an einem Gebäude (Foto links oben)

Diese Skulpturen stellen verschiedene Seelenzustände des Menschen dar.

Phantasie auf das Thema „Weiblicher Torso".

Schon in grauer Vorzeit lebte unter den Seefahrern des Nordens der Aberglaube, daß das Eis vernunftbegabt, dem Menschen stets feindlich gesinnt und überaus tückisch sei. Selbst heutzutage könnte man bisweilen meinen, das Eis besäße diese Eigenschaften wirklich.

ALS DIE EISFALLE

Wladimir BYKOW

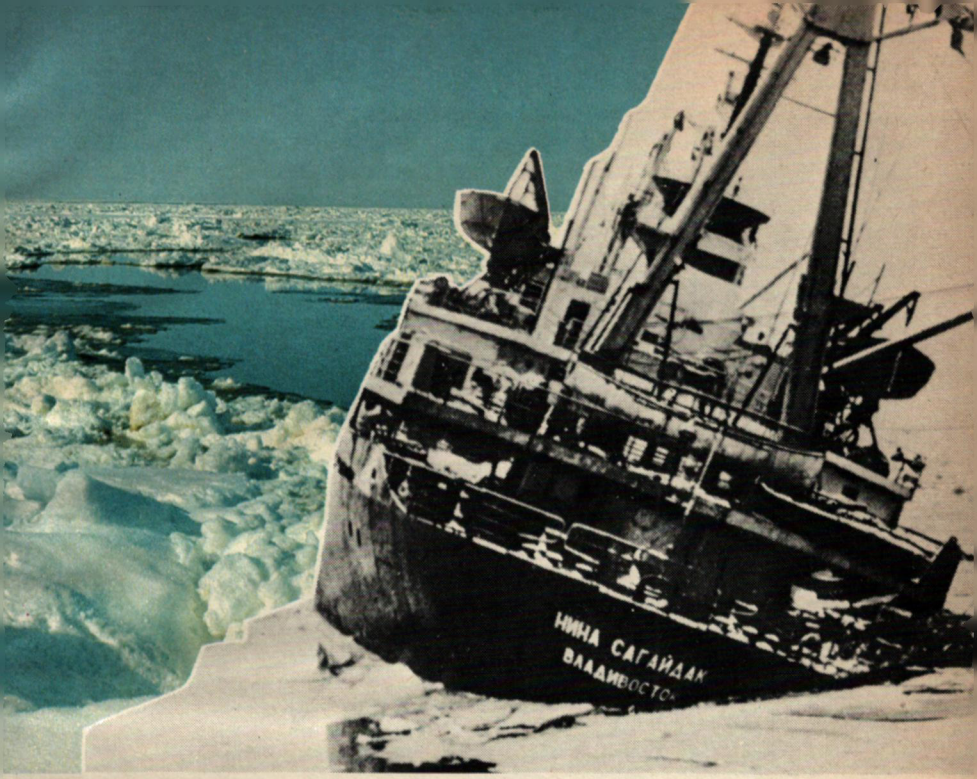
Nach Beiträgen aus der sowjetischen Presse

Fotos: Mai NATSCHINKIN/ Anatoli IOLIS

Am 3. Oktober 1983 bliesen in der De-Long-Straße[1] starke Süd- und Südostwinde. Sie trieben das schwere Packeis zum Norden hin. Am Küstenrand des Eises bildete sich ein Spalt, in den gleichzeitig von Osten und von Westen her zwei Schiffskarawanen einliefen. Zwei Tage lang fuhren sie vorwiegend in eisfreiem Wasser. Nichts deutete auf ein Unheil hin, das sich über den Schiffen und Menschen bereits drohend zusammenzog.

Am 5. Oktober änderte der Wind unverhofft die Richtung und trieb in die De-Long-Straße ein Eismassiv, das so alt, riesig und fest ist, daß es sogar einen eigenen Namen hat. Es heißt Ajonski und ist als das in der Arktis gefährlichste verrufen. Es trieb auf die Schiffe meterstarke Eisblök-

[1] Zwischen der Wrangel-Insel und der asiatischen Küste der UdSSR gelegen. Verbindet die Ostsibirische See und die Tschuktschensee. – Die Red.



ZUSCHNAPPTE

ke zu. Die Eisschollen schoben sich übereinander und begannen, einen unheilvollen Reigen zu tanzen. Die driftenden Eismassen brachten die Schiffe zum Stehen, und die eisernen Kiefer des nördlichen Recken klappten zu und preßten in der De-Long-Straße neunzehn Schiffe und sechs Eisbrecher zusammen.

Zu den von Eis eingeschlossenen Schiffen wurden eiligst dreizehn Eisbrecher in Bewegung gesetzt, darunter die Atomeisbrecher „Lenin", „Leonid Breshnew" und „Sibir". Dutzende Polarflieger stiegen mit ihren Flugzeugen und Hubschraubern auf. Über die Eislage in der De-Long-Straße informierte auch ein Nachrichtensatellit. „Wir werden dieses verdammte Eis zertrümmern und wenn wir die ganze Tschuktschensee zersägen müssen!" sagte Bronislaw Mainagaschew, Vorsitzender des Außenhandelsunternehmens „Moreplawanije", einer der Verantwortlichen für die Operation zur Rettung der Schiffe.

Foto oben: Die „Nina Sagaidak" versinkt.

6. Oktober. Die starken Eisbrecher bahnten sich noch einen Weg zur Unglücksstelle, das Motorschiff „Kolja Mjagotin" befand sich aber bereits in einer kritischen Lage: das Eis hatte die Beplankung aufgerissen, in den Laderaum drang schnell das Wasser ein, drei starke Pumpen vermochten nichts auszurichten. Der Eisstrom schnappte das krägende Schiff und riß es wie einen Holzspan mit sich fort. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es der Mannschaft endlich, am zweieinhalb Meter langen und einen halben Meter breiten Leck zuerst ein Lecksegel, dann ein zweites anzubringen und es abzudichten. Aber die Besatzung war sich im klaren, daß diese Pflaster auf Dauer keinen Schutz bieten würden. Daher wollte man den Riß zumauern. Mit einem Hubschrauber wurden Sand, Zement und Bewehrung

Nichts, was diese Eisschollen brechen sollte? Doch diese Kraft fand sich: das friedliche Atom, gepaart mit der Beharrlichkeit und dem Willen des Menschen.

Mitten in den Rettungsarbeiten stellte sich bei Valerija Nagornaja, Stewardeß auf dem Eisbrecher „Jermak", eine akute Blinddarmentzündung ein. Mit einem Hubschrauber Mi-2 wurde die Kranke schleunigst auf den Atomeisbrecher „Sibir" gebracht und operiert.

zum Motorschiff gebracht. Das Leck erhielt noch einen Zementflicken zusätzlich. Danach führte der Eisbrecher „Kapitän Chlebnikow", der die „Kolja Mjagotin" gesichert hatte, das Schiff aus der Gefahrenzone heraus.

7. Oktober. Der Wind trieb mit 15 m/sec immer neue Eismassen auf die Schiffe zu. Das Motorschiff „Nina Sagaidak" wurde mit dem Heck ans Küsteneis gedrückt und fest umklammert. Die Eisblöcke legten das Schiff bald nach der einen bald nach der anderen Seite um, drohten es auf die Eisschollen hinauszupressen und zu zermalmen.

Die Schiffsmannschaft konnte die drohende Katastrophe hinauszögern. Da aber änderte das Eis wieder einmal seine Taktik: langsam, aber sicher begann es den dicht daneben driftenden und mit Treibstoff vollgefüllten Tanker „Kamensk-Uralski" auf die „Nina Sagaidak" zuzutreiben. Die Situation wurde immer gefährlicher.

Die Mannschaft der „Nina Sagaidak", die den unvermeidlichen Zusammenstoß voraussah, brachte an den Bordwänden zusätzliche Fender an, um den Anprall etwas abzuschwächen. Die Tankerbesatzung besprengte die Bordwand ihres Schiffes ununterbrochen mit Wasser. Wurde der Rumpf durchschlagen, reichte schon der kleinste Funke für einen Brand.

Alles war Sache weniger Augenblicke: der Tanker legte sich

Sechs Tage lang bahnte sich der Atomeisbrecher „Leonid Breshnew" zu den in Not Geratenen einen Weg. Zwei Wochen lang schlug er dann die Karawanen aus dem Packeis frei.

auf das Motorschiff und zerfetzte dessen Beplankung. „Im Maschinenraum hatte man ein Gefühl, als säße man in einer leeren Tonne, an die jemand mit einem Vorschlaghammer schlägt", erinnerte sich später der Obermaschinist der „Nina Sagaidak", Alexander Karpow.

Nach einem zweiten Aufprall riß der Eisstrom die „Nina Sagaidak" vom Tanker fort, aber das Schicksal des Motorschiffs war besiegelt: durch ein Leck strömte in die inneren Schiffsräume das Wasser hinein.

Das Schrillen der Alarmglocke erreichte den Kühlmaschinisten Juri Grigorenko und den dritten Schiffsoffizier Igor Kolotuschkin auf einer unter den Füßen hinweggleitenden Eisscholle. Sie waren auf das Eis gesprungen, um einen Bretterweg zu einer Eisscholle zu legen, auf der ein Hubschrauber landen und man die Menschen bergen konnte.

Das Wasser drang unvermindert ein, das Schiff hatte bereits eine Schlagseite von vierzig Grad. Das war das Ende. Alle 51 Mann der Besatzung verließen die „Nina Sagaidak" und gelangten über einen schwankenden Steg, den man über das schwarze, abgrundtiefe Wasser gelegt hatte, auf eine feste Eisscholle.

Hubschrauber bargen die Besatzung, die den Untergang ihres Schiffes hatte mit ansehen müssen.

12. Oktober. Der Atomeisbrecher „Leonid Breshnew", der mittlerweile das Katastrophengebiet erreicht hatte, nahm den Kampf mit der Arktis auf. Aber selbst dieser Riese hatte es nicht leicht. 1977 hatte er, damals noch unter dem Namen „Arktika", erfolgreich starke Eismassen bewältigt und den Nordpol erreicht. Jetzt war die Aufgabe ungleich schwieriger, der zwei Tonnen schwere Flügel der linken Schraube war abgebrochen. Er hatte dem ungeheuren Druck nicht mehr standgehalten.

Aber die Arktis wollte noch immer nicht klein beigeben. Jedes Schiff mußte ihr buchstäblich abgerungen werden.

Zwei Tage lang dauerte es, bis drei Eisbrecher, darunter ein kernkraftgetriebener, das Dieselelektroschiff „Amgujema" dem zehn Meter starken Eis entrissen hatten.

Um den Tanker „Urengoi" aus der eisigen Umklammerung zu befreien, waren drei Eisbrecher mit insgesamt 163 000 PS – eine selbst für die schwierigen arktischen Navigationsverhältnisse riesige Kraft – vonnöten.

Die vom Menschen errungenen Siege schienen die Arktis noch mehr in Harnisch zu bringen. Von neuem fiel sie über die Schiffe her und brachte ihnen schwere Wunden bei: ein dreieinhalb Tonnen schwerer Flügel der Schraube des Atomeisbrechers „Lenin" brach knirschend ab und versank im Wasser. Dem Eisbrecher „Georgi Sedow" schlug ein unter Wasser befindlicher Eisblock von der Schraube drei Schaufeln ab und beschädigte das Ruder.

Zwölf Stunden lang kämpfte das Eisbrecher-Transportschiff „Archangelsk", um das Diesel-Elektroschiff „Granitny" zu befreien, und holte sich dabei selbst am Bug ein zwei Meter großes Leck.

Schließlich trat die Wende ein. Immer mehr Schiffe wurden der Arktis abgerungen. Und selbst das stark beschädigte Motorschiff „Kolja Mjagotin", das ursprünglich in einer Bucht der Tschuktschensee überwintern sollte, konnte mit Hilfe eines Eisbrechers in Fahrtwasser gelangen.

Am 28. Oktober führten das Atomschiff „Leonid Breshnew" und der Eisbrecher „Jermak" den Tanker „Igrim" aus der Gefahrenzone heraus. Die Bergungsaktion ging zu Ende. Menschenleben hatte sie nicht gefordert. Aber die materiellen Verluste waren erheblich. Verlorengegangen war ein Schiff mitsamt Ladung. Weitere dreißig Schiffe – sowohl aus den Konvois als auch Bergungsschiffe – hatten beträchtliche Schäden und mußten für geraume Zeit in die Reparaturdocks.

* * *

Jedes Jahr fahren Hunderte Schiffe unter sowjetischer Flagge von Sommeranfang bis zum Spätherbst durch die arktischen Meere und bringen ihre Frachten zu den Häfen an der nördlichen Küste der Sowjetunion. Das ist notwendig, um den sibirischen Norden, der für die Wirtschaft des Landes zunehmend an Bedeutung gewinnt, erfolgreich zu erschließen.

Der Gütertransport auf dem Seeweg ist heute der effektivste, aber die arktische Navigation ist ein kostspieliges und mitunter für die Schiffe und die Menschen nicht gefahrloses Unternehmen. Die Arktis hält so manche Überraschung bereit. Das hat sie im Herbst 1983 noch einmal nachdrücklich bewiesen.

Wieder bringen die an den dramatischen 83er Ereignissen beteiligten Schiffe Fracht nach Pewek in den nördlichsten Hafen des Landes.

In der Liste für die Ausfuhr aus den USA in die UdSSR verbotener strategischer Waren befanden sich seinerzeit u. a. Büroklammern und Baseballschläger. Hinter diesem Witz verbergen sich durchaus nicht lächerliche Tatbestände. Der Handelsumfang zwischen der UdSSR und den USA betrug in den letzten Jahren nur 20 Prozent des Handelsvolumens zwischen der UdSSR und Finnland und nur 5 Prozent des Warenaustausches zwischen den USA und den Niederlanden.

DER POLITISCHE SINN DES HANDELS MIT DEN USA

**Georgi ARBATOW, Akademiemitglied,
Direktor des Instituts
für die USA und Kanada der AdW der UdSSR
Willem OLTMANS,
niederländischer Schriftsteller
und Journalist**

Aus dem Buch EINTRITT IN DIE 80ER JAHRE (APN-Verlag 1983)

ARBATOW: Die USA versuchten immer, Handels- und Wirtschaftsbeziehungen als Instrument der Einmischung in die sowjetische Innen- und Außenpolitik zu nutzen. Die Reagan-Administration macht in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Sie griff sofort zur Praxis von Handelssanktionen und -boykotten mit eindeutig politischer Motivation.

OLTMANS: Sie betrachten diese Politik als fehlerhaft?

ARBATOW: Ja. Die Fehlerhaftigkeit besteht, kurz gesagt, in der übertriebenen Einschätzung des amerikanischen wirtschaftlichen Einflusses. In der Psychologie und in den staatlichen Erwägungen der Amerikaner herrscht die Auffassung: Amerika dominiere so sehr in der Welt, daß allen anderen Staaten nur die Rolle von Bittstellern und Klienten bleibt.

OLTMANS: Wenden wir uns dem sowjetischen Standpunkt zu. Welches reale Interesse hat die Sowjetunion am Handel mit den USA?

ARBATOW: Ein großer Teil des sowjetischen Außenhandels

wird mit den sozialistischen Ländern abgewickelt. Der Anteil der USA an unserem Handel mit den entwickelten kapitalistischen Ländern betrug 1981 ganze 1,7 Prozent. Wichtigster westlicher Partner der UdSSR ist die BRD. Der Handelsaustausch der UdSSR mit Frankreich, Italien, Japan und Finnland – jedes Land für sich genommen – übersteigt den mit den USA. Praktisch können wir alles, was wir in den USA kaufen wollten, in anderen westlichen Staaten erwerben.

OLTMANS: Dennoch ist die UdSSR am Handel mit den USA interessiert. Was stört konkret Ihrer Ansicht nach die Entwicklung solcher Kontakte?

ARBATOW: Ich möchte mit dem Meistbegünstigungsprinzip beginnen. Washington verweigerte uns die Meistbegünstigung selbst in den besten Entspannungsjahren.

Viele Amerikaner, darunter selbst Kongreßmitglieder, halten das Meistbegünstigungsprinzip für eine Art Auszeichnung, die den besten Freunden der USA verliehen wird, oder jenen, die man zu Wohlverhalten bewegen will.

Tatsächlich bedeutet die Meistbegünstigung nichts weiter als die gleiche Behandlung aller Handelspartner. Ich sage ganz undiplomatisch, daß die Verweigerung der Meistbegünstigung auf eine Diskriminierung hinausläuft.

OLTMANS: Wie ich herausgehört habe, hat die Meistbegünstigung überhaupt mehr politische denn wirtschaftliche Bedeutung. Wie denken Sie darüber?

ARBATOW: Der politische Sinn der Meistbegünstigung ist unbestreitbar. Der langjährige Unwille der Amerikaner, eine Großmacht wie die Sowjetunion als gleichberechtigten Handelspartner zu behandeln, wurde schließlich zum Symbol von Feindseligkeit und Diskriminierung. Das schadet zweifellos den politischen Beziehungen zwischen der UdSSR und den USA. Von Bedeutung ist auch die wirtschaftliche Seite der Angelegenheit. Viele sowjetische Güter können wir den Amerikanern entweder nur in begrenzter Menge oder überhaupt nicht verkaufen, weil man diese Waren nicht als gleichberechtigte Konkurrenz auf die amerikanischen Märkte läßt.

OLTMANS: Könnten Sie dafür einige Beispiele anführen?

ARBATOW: Das simpelste Beispiel ist der russische Wodka. Die Flasche könnte zwei Dollar billiger verkauft werden, wenn man uns die Meistbegünstigung gewährte.

Geschäftsleute Amerikas bekundeten seinerzeit Interesse am Import solcher sowjetischen Waren wie Verkehrsflugzeuge vom Typ Jak 40, Tragflächenboote, Lada-Pkws, Traktoren und so weiter. Aber wegen fehlender Meistbegünstigung werden diese Waren mit zwei- bis viermal höheren Steuern als entsprechende Produkte aus anderen Ländern belegt. So beträgt die Zollgebühr für die Jak 40 dreißig Prozent des Verkaufspreises dieser Maschine,

was einer Sanktion gleichkommt.

OLTMANS: Ich kann Ihr kommerzielles Interesse an der Meistbegünstigung verstehen. Aber warum muß das die Amerikaner beunruhigen?

ARBATOW: Durch Beschränkungen unseres Exports beschneidet Washington jene Exporterlöse, die es für die Vergrößerung des sowjetischen Imports aus den USA verwenden könnte. Ein Wachstum des sowjetischen Imports bedeutete aber eine Verbesserung der amerikanischen Handelsbilanz und steigende Beschäftigung in den USA.

Es gibt noch einen anderen Grund der Interessiertheit für die amerikanische Seite: das betrifft die Regelung der sowjetischen Schulden aus dem Land-Lease-Abkommen während des 2. Weltkrieges. Das sowjetisch-amerikanische Handelsabkommen von 1972 verbindet die Regelung dieser Frage mit der Normalisierung unserer Handelsbeziehungen.

OLTMANS: Wie ich hörte, beginnt das Ausmaß der Zahlungsverpflichtungen Ihres Landes dem Westen gegenüber Geschäftsleute in den USA zu beunruhigen. Stimmt das?

ARBATOW: Gegenseitige Zahlungsverpflichtungen sind für die gegenwärtigen außenwirtschaftlichen Beziehungen charakteristisch geworden. So werden zum Beispiel fast 70 Prozent des Welthandels bei Maschinen und Ausrüstungen kreditiert. Die Größenordnungen der Kredite, die der Sowjetunion von westlichen Ländern gewährt wurden, nehmen sich vor diesem Hintergrund vergleichsweise bescheiden aus.

Übrigens: wir nehmen nicht nur Kredite, wir vergeben sie auch an viele Länder. Die UdSSR verfügt über ausreichend Ressourcen und Möglichkeiten, um peinlichst genau allen Zahlungsverpflichtungen nachzukommen. Das wissen unsere Handelspartner in Westeuropa und Japan ausgezeichnet.

OLTMANS: Könnten Sie noch einige Faktoren anführen, die die Entwicklung des sowjetisch-amerikanischen Handels behindern?

ARBATOW: Nicht das unwichtigste Hindernis ist das Amerikanische System der Exportkontrolle. Es wurde 1949 als eines der Hauptinstrumente der Politik des kalten Krieges eingeführt und schuf eine Vielzahl von künstlichen Barrieren für einen normalen Handel, beginnend bei den berüchtigten Listen für den Export strategischer Güter und endend mit der Erteilung von Exportlizenzen, die absichtlich kompliziert wurde.

Um Ihnen eine Vorstellung von der Absurdität zu geben, will ich nur daran erinnern, daß unter den „strategischen", für den Export in die UdSSR gesperrten, Waren sich Perücken und künstliche Bärte, Knöpfe und Büroklammern, aber auch Baseballschläger befanden. Letztere müssen allem Anschein nach mit der Begründung auf diese Liste geraten sein, daß Baseball wichtig für die Hebung der Kampfmoral der Soldaten sei.

GEORGI ARBATOW, Jahrgang 1923, zählt zu den führenden sowjetischen Experten auf dem Gebiet der sowjetisch-amerikanischen Beziehungen und ist Vizepräsident der Gesellschaft „UdSSR-USA". Er ist Autor einer Reihe Bücher zur Außenpolitik, Ökonomie und Soziologie. Er ist Mitglied des ZK der KPdSU und Deputierter des Obersten Sowjets der UdSSR.

Willem OLTMANS, Jahrgang 1927, beendete in den USA die Yale-Universität. 12 Jahre lang war er als Korrespondent niederländischer Zeitungen bei der UNO akkreditiert. Er ist einer der Autoren des zweibändigen Werks „Über das Wachstum", das 120 Interviews bekannter Politiker verschiedener Länder enthält. Oltmans schreibt auch zu Wissenschaftsproblemen. Er weilte mehrfach in der Sowjetunion.

Wir mußten all die Jahre ohne die amerikanischen Baseballschläger auskommen, was die sowjetischen Soldaten zum Glück nicht allzusehr demoralisiert hat. Überhaupt spielt man bei uns kein Baseball.

OLTMANS: Üblicherweise wird die Exportkontrolle mit den Interessen der nationalen Sicherheit begründet?

ARBATOW: Ja. Obwohl ich nicht glaube, daß eine verantwortungsbewußte Regierung zuließe, daß die Verteidigung ihres Landes in Abhängigkeit vom Handel eines potentiellen Gegners geriete. Im Westen weiß man bestens, daß wir selbst alles für unsere Verteidigung Unerläßliche herstellen können. Wenn man schließlich den sowjetischen Export in westliche Länder, darunter die USA analysiert, lassen sich Waren finden, die uns die Amerikaner niemals verkaufen würden.

OLTMANS: Zum Beispiel?

ARBATOW: Wir verkauften Titan, Chrom, Palladium, Mangan, Natur- und künstliche Diamanten, verkauften Lizenzen für neue Technologien zur Produktion von Aluminium und ähnliches mehr. Übrigens hatten die USA den Verkauf von Diamanten in die Sowjetunion immer verboten. Das forcierte seinerzeit unsere eigenen geologischen Erkundungen und führte schließlich zur Entdeckung von Diamanten in Sibirien. Wir schufen eine umfangreiche Produktion künstlicher und technischer

Diamanten und exportieren sie jetzt auch in die USA.

Ein anderes Beispiel: Vor einigen Jahren verkauften wir den amerikanischen Firmen Lizenzen für die Produktion von Nachbrennkammern für TL-Triebwerke und Anlagen zum Walzen dünnwandiger Rohre. Beide Verfahren ließen sich im Prinzip für eine militärische Produktion nutzen. In Wirklichkeit sind all diese Versuche, Verteidigungsvorwände für eine einschneidende Reduzierung des Exports in die UdSSR zu finden, nur ein Anlaß, der sowjetischen Wirtschaft insgesamt zu schaden.

OLTMANS: Einige Beobachten meinen, daß die Amerikaner mit ihrer Sanktionspolitik teilweise Erfolg hatten. Sie werden nicht bestreiten, daß sich die UdSSR in den letzten Jahren einer Reihe schwieriger ökonomischer Probleme gegenübersieht?

ARBATOW: Bei uns gibt es Schwierigkeiten im Transportwesen, in der Landwirtschaft, in einigen Industriezweigen, im Dienstleistungsbereich. Probleme gibt es bei der Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts. Schwierigkeiten haben wir mit der technologischen Überleitung – die Kluft zwischen wissenschaftlichen Ergebnissen und ihrer praktischen Anwendung muß verkürzt werden. Aber es geht weniger um den Mangel an westlicher Technologie als vielmehr um das Vermögen, eigene Spitzentechnologie effektiv einzuführen. Hier rechnen wir ganz und gar nicht auf amerikanische Hilfe. Wir wären schon zufrieden, wenn sie uns dabei nicht störten.

OLTMANS: Welche konkreten Störungen meinen Sie?

ARBATOW: In erster Linie den Versuch, uns das Wettrüsten aufzuzwingen. Die Kalkulation hierbei ist ziemlich einfach: Die USA verfügen gegenwärtig noch über ein wertmäßig größeres Bruttosozialprodukt als die UdSSR. In Washington schlußfolgerte man daraus, daß die UdSSR, um ein dem amerikanischen ebenbürtiges Kriegspotential zu garantieren, bedeutend größere Ausgabenlasten auf sich nehmen muß, Jahr für Jahr werde so die sowjetische Wirtschaft geschädigt und zu guter Letzt untergraben. Darin besteht eines der Ziele der USA hinsichtlich der Beschleunigung des Wettrüstens.

OLTMANS: Haben Sie Beweise?

ARBATOW: Nicht wenige. Zum Beispiel bestand eines der Hauptargumente der amerikanischen Militärs bei den hearings im Kongreß zu den B-1-Bombern und Flügelraketen darin, daß diese Waffensysteme helfen könnten, die sowjetische Wirtschaft auszuzehren, da die UdSSR zur Schaffung kostspieliger Gegensysteme gezwungen sei. Die Reagan-Direktive über die Verteidigung in den Jahren 1984–1988 sagt klar heraus: eines der Hauptziele der Umrüstung in den USA besteht darin, alle vorangegangenen sowjetischen Investitionen in die Verteidigung wertlos zu machen.

OLTMANS: Kehren wir noch einmal zum sowjetisch-amerika-

nischen Handel zurück. Sie stellen die Sache so dar, als ob alle Schwierigkeiten und Hindernisse von den Amerikanern aufgetürmt würden. Aber die Sowjetunion dürfte doch kaum absolut ohne Fehl und Tadel sein?

ARBATOW: Natürlich nicht. Die Handels- und Wirtschaftsbeziehungen fordern beiderseitiges Anpassungsvermögen, die gegenseitige Suche nach wirksameren Formen der Zusammenarbeit usw. Bis jetzt ist bei uns in dieser Hinsicht noch längst nicht alles getan.

Die Prozeduren bei der Beschlußfassung im Außenhandel sind oft viel zu formal und kompliziert, nicht immer wird die notwendige Flexibilität gezeigt, mitunter werden die Verhandlungen verschleppt.

Durchaus möglich ist auch, daß wir den amerikanischen Markt noch nicht gut genug kennen. Für die Beseitigung dieser und anderer Unzulänglichkeiten steht uns noch viel Arbeit bevor. Aber dafür braucht man bestimmte Stimuli, klare Perspektiven. Um etwas zu lernen, muß man einen Sinn in dem zu Lernenden erblikken.

OLTMANS: Sehen Sie reale Perspektiven für die Entwicklung des Handels UdSSR–USA?

ARBATOW: Wir haben lange keinen nennenswerten Handel miteinander betrieben, und wir können so zweifellos auch weiterleben. Der gegenseitige Handel ist für jede der beiden Seiten keine Frage von Leben oder Tod. Aber unter den Bedingungen einer Entspannung und allgemeinen Verbesserung des sowjetisch-amerikanischen Verhältnisses würde die Entwicklung des Handels zu einem unabdingbaren Bestandteil dieses Verhältnisses.

Es geht nicht nur um die mögliche Gewähr von irgendwelchen ökonomischen Vorteilen für beide Seiten. Noch wichtiger ist hier der politische Aspekt. Die Entwicklung des Handels zwischen den Staaten trug in der Menschheitsgeschichte nicht nur einmal zur Verbesserung der Beziehungen bei.

OLTMANS: Wie beeinflussen Probleme der sowjetischen Wirtschaft die Außenpolitik der UdSSR?

ARBATOW: Erstens sind wir an der Kürzung unserer Militärausgaben interessiert und streben danach, eine solche internationale Situation zu schaffen, die uns erlaubt, mehr für Butter und weniger für Kanonen auszugeben.

Zweitens glauben wir nicht an eine Politik der wirtschaftlichen Isolierung einzelner Länder. Die internationale Arbeitsteilung ist eine sinnvolle Sache und wir hoffen von der Erweiterung der kommerziellen und wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit anderen Ländern zu gewinnen. Selbstverständlich auf gleichberechtigter Grundlage.

Das Hauptmotiv der sowjetischen Entspannungspolitik ist das Streben nach Verhütung eines Krieges, nach Gewähr der Existenz der gesamten Menschheit. Dem dienen auch die ökonomischen Erwägungen.

Nach Swjatoslaw Richters ersten Auslandsgastspielen in den 50er Jahren nannte ihn die Weltpresse groß, phänomenal und genial. Musikkenner sagen, er sei in den seither verflossenen 30 Jahren über sich selbst hinausgewachsen.

AM FLÜGEL SWJATOSLAW RICHTER

Natalia SIMJANINA
Aus der Zeitschrift JUNOST
Fotos: Valeri PLOTNIKOW/
Juri SADOWNIKOW/
Valeri GENDE-ROTE

Dmitri Schostakowitsch sagte einmal: „Am Schaffen eines Musikers ist wie in jeder Kunst wertvoll, daß die Persönlichkeit des Künstlers, seine Neigungen und Anschauungen prägnant zur Gel-

tung kommen. Das verleiht seiner Kunst ihre Individualität und ist bestimmend für die Anerkennung, die ihm die Allgemeinheit zollt."

Swjatoslaw Richter wurde am 20. März 1915 in der ukrainischen Kleinstadt Shitomir geboren. Seine Kindheit und Jugend verlebte er in Odessa. Den ersten Musikunterricht gab ihm sein Vater, Theophil Richter, Abkömmling einer deutschen Kolonistenfamilie, Organist in Oper und Kirche, der hervorragend zu improvisieren verstand. Aus der Musikschule für Kinder lief Swjatoslaw nach einer Woche davon – er hatte sich dort gelangweilt. Dafür war er stets bei den Musikabenden daheim zu finden, die damals in Odessa von sich reden machten. Er spielte viel und komponierte für Schulaufführungen. Mit 16 Jahren wurde er an der Philharmonie und später am Opernhaus Pianist. Mit 19 gab er sein erstes Solokonzert. Man riet ihm, zu studieren und Dirigent zu werden. Im Jahre 1937 ging er zu Professor Heinrich Neuhaus – dem Begründer der bedeutendsten sowjetischen Pianistenschule – ans Konservatorium nach Moskau.

Nicht ohne Skepsis willigte dieser ein, den jungen Mann aus Odessa, der nicht einmal eine Musikschule besucht hatte, anzuhören. Schon nach einigen Minuten sagte Neuhaus anerkennend: „Ich glaube, er ist ein genialer Musiker." Richter wurde ins Konservatorium aufgenommen.

Nina Dorliak, Kammersängerin, Professor am Moskauer Konservatorium:

Ich studierte damals Gesang, war aber mit Pianisten befreundet. Ich bemerkte Richter gleich, nachdem er am Konservatorium aufgetaucht war. Mit rostrotem Schopf, seiner Magerkeit und den entschlossenen Bewegungen, fiel er auf. Wir hatten zwar gemeinsame Bekannte, sahen uns jedoch selten. Ziemlich unerwartet – das war schon 1943 – sprach er mich dann an: „Geben wir beide zusammen ein Konzert! Ich möchte Sie begleiten." Von da an kam er zu uns üben. Unser erstes Konzert fand aber erst 1945 statt. Es war noch Krieg, und außerdem war meine Mutter gestorben. Swjatoslaw war mir eine große Hilfe. So kam es, daß wir vom Herbst 1945 an unzertrennlich wurden.

Er spielte und spielt auch jetzt viel und wechselt oft sein Programm. Ich wußte schon vom Landeswettbewerb 1945 her, daß er ein äußerst schwieriges Programm in außergewöhnlich kurzer Zeit einüben kann. Bis heute habe ich mich noch nicht daran

Swjatoslaw Richter mit Studenten des Moskauer Konservatoriums

gewöhnt, wenn er sagt, morgen spiele er dies, in einer Woche das und in zwei Wochen jenes.

Ihm wird vorgeworfen, daß er zu wenig in Moskau auftritt. Nun ja, den Moskauern mag es zu wenig sein. Aber er gastiert viel, und nicht nur im Ausland. Sein jüngstes Gastspiel durch die Sowjetunion führte ihn nach Kaluga, Brjansk (Mittelrußland), Gomel und Brest (Belorußland).

Er lehnt es rundweg ab zu unterrichten. „Das liegt mir nicht, ich kann es nicht, es ist furchtbar langweilig und unnütz", sagt er. Aber der Kontakt mit der Jugend ist ihm einfach ein Bedürfnis.

Er nimmt nie an einer Wettbewerbsjury teil, weil es ihm unerträglich ist, sich ein und dieselbe Sonate 50mal anzuhören. Beim ersten internationalen Tschaikowski-Wettbewerb fungierte er aber ausnahmsweise als Jurymitglied, und er erkannte sofort, daß Van Cliburn allen anderen weit überlegen war. Richter gab ihm die höchste Punktezahl, den anderen null. Am wichtigsten ist Richter aber die Zeit. Er geizt mit der Zeit, um mehr musizieren zu können. Er hat sich auch als Dirigent versucht. Öffentlich debütierte er 1952 mit Prokofjews Cellokonzert. Um sich dem Dirigieren aber ernsthaft zu widmen, müßte er das Klavierspielen vorübergehend aufgeben. Das ist ihm unmöglich. Mit fortschreitendem Alter übt er immer mehr, um auf der Höhe zu bleiben. Er

stellt an sich höchste Anforderungen. Wenn wir ihm sagen, daß er etwas hervorragend gespielt hat, erwidert er: „Ich allein weiß, wie das gespielt werden muß."

Er liest gern Gogol, Dostojewski und natürlich Puschkin. Überhaupt kennt er sich in der Literatur aus.

Bei uns zu Hause veranstaltet er Ausstellungen bekannter Maler, Konzerte und spielt auch mal Bänder ab. Alles betreibt er außerordentlich ernsthaft. Einmal kam er auf die Idee, einen Maskenball zu veranstalten. Sechzig Gäste waren eingeladen. Ein Zimmer war als Garten ausgestaltet, das Arbeitszimmer als türkische Erfrischungshalle. Die ganze Wohnung wurde auf den Kopf gestellt, die Paare nach der Toilette der Damen zusammengeführt, wir tanzten Polka, Masurka und Polonäse. Alles, was er in Angriff nimmt, macht er schöpferisch und originell.

Im Sommer 1963 gab Richter im Nationaltheater von Tours (Frankreich) ein Konzert. Er war vom dortigen Verein der Freunde klassischer Musik eingeladen und regte an, in Tours regelmäßig Musiker aus aller Welt zu versammeln. Lange suchte man einen geeigneten Raum und einigte sich schließlich auf ein altes Lager in Meule, das eine ausgezeichnete Akustik hat. Bald fanden die Konzerte in Meule vor ausverkauftem Haus statt. Es treten Musiker von Weltruf auf, und jedesmal ist auch Richter dabei. Seine Verehrer kommen eigens aus Holland, der BRD und Großbritannien zu seinen Konzerten.

Irina Antonowa, Direktorin des Moskauer Staatlichen Puschkin-Museums der Bildenden Künste:

Ich wußte, daß Richter seit Jahren in Tours Musikfestspiele veranstaltet. Er stellt die Programme zusammen und tritt selbst auf. Einmal war ich dort und fragte ihn, warum in Tours und nicht auch in Moskau.

Seit 1981 finden im Puschkin-Museum die sogenannten Dezemberabende statt. Das sind eigentlich Festspiele mit Weltniveau. Alle Programme Richters sind überraschend. Sie umfassen gewöhnlich viele Werke, die sehr selten oder überhaupt nicht mehr aufgeführt werden, Richter gewinnt bedeutende Interpreten dafür. Zum Unterschied von den früheren „Museumskonzerten" (Richter musiziert bei uns seit den 50er Jahren) stellen die Dezemberabende einen Versuch dar, die bildenden Künste und die Musik zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen. Die Gemälde und Skulpturen, Ge-

genstände des Hausrats, mit denen wir den Saal ausgestalten, stammen etwa aus derselben Zeit wie die zum Vortrag kommende Musik. Die Dezemberabende von 1983 hatten die englische Kunst zum Thema. Die Londoner National Portrait Gallery beteiligte sich daran. Aus England kamen das Kammerensemble für alte Musik New London Consort und zwei hervorragende Sänger. Das Programm umfaßte auch englische Dichtungen. Die Dezemberabende stehen und fallen mit Richter. Was soll ich über ihn sagen? Daß er ein Kunstmäzen ist? Über Richter läßt sich in gängigen Vokabeln nichts sagen. Es ist schwer, ihn zu charakterisieren. Er ist ungemein subtil und lebt ganz seiner Berufung.

Sein Verhalten zu Nachwuchsmusikern berührt mich, ist von Taktgefühl bei der Arbeit mit ihnen bestimmt. Er übt keinerlei Diktat oder Zwang aus. Und er hat ein phänomenales Gedächtnis.

Galina Pissarenko, Sängerin:

Seit meinem sechzehnten Lebensjahr lerne ich bei Nina Dorliak. Richter verfolgte meinen Werdegang an der Musikschule und am Konservatorium. Er kam zu Beginn meiner Theaterarbeit öfter in Stücke und Konzerte, in denen ich auftrat. Aber niemals kam mir in den Sinn, daß er mir eine Zusammenarbeit vorschlagen würde. Und plötzlich sprach er mit mir über Werke Karol Szymanowskis. Ich geriet aus dem Gleichgewicht. Mit Richter zusammen in einem so schweren Stück! „Warum wollen Sie nur Leichtes singen? Strengen Sie sich ein bißchen an", sagte Richter.

Es kam der Warschauer Herbst 1982 und mit ihm der 100. Geburtstag Szymanowskis. Ein äußerst schwieriges Programm. Nach dem Konzert der berechtigte Wunsch, sich zurückzuziehen und zu entspannen. Da sagte ihm jemand, daß 50 Musikstudenten aus Krakow mit ihm sprechen wollen. Nach so einem Konzert! Aber Richter ist unberechenbar. Er antwortete: „Gut, sollen sie kommen." Seine Müdigkeit war wie weggeblasen. Da saßen nun die Studiosi und waren ganz Ohr. Er sagte ihnen viel Wissenswertes. Einer fragte schüchtern: „Wer ist Ihr liebster Komponist?" – „Einer, der keine Klaviermusik komponiert hat: Wagner." In seinen Augen ist Wagner der größte Komponist. Er nannte auch Debussy und Chopin. „Werden Sie unterrichten?" Er antwortete:

Ein Konzert Richters im Puschkin-Museum für Bildende Künste

Richter auf einer Probe im Großen Saal des Konservatoriums. Links seine Frau Nina Dorliak auf einem Foto aus dem Familienalbum

„Nein, nein. Ich lerne selbst noch die ganze Zeit."

In seiner Gegenwart ist es unmöglich, zu lästern. Er grämt sich, Schwermut tritt in die Augen. Er sieht es gern, wenn alle um ihn in guter, gehobener Stimmung sind, immer sucht er nach Harmonie. Er glaubt daran, daß sich morgen etwas Ungewöhnliches ereignen kann, glaubt an Wunder und erwartet sie.

September 1983. Ein Ereignis im hauptstädtischen Kulturgeschehen: Im Moskauer Puschkin-Museum wird eine Ausstellung alter Meister aus der Sammlung Thyssen-Bornemisza (westeuropäische Malerei aus dem 14.–17. Jh.) eröffnet. Das Erlebnis der Besucher wird im italienischen Hof des Museums von einem großartigen Konzert gekrönt. Natalia Gutman, Oleg Kagan und Swjatoslaw Richter spielen Trios von Franck und Ravel.

Natalia Gutman, Cellistin, und Oleg Kagan, Geiger:

Franck gehört zu den liebsten Komponisten Richters. Sein Trio beeindruckte ihn schon als Kind. Jetzt wollte er, daß wir drei es spielen, und überredete uns. Er verlangte unseren vollen Einsatz. Oft zitiert er einen Gedanken des bedeutenden Konstruktivisten und Malers Robert Falk, mit dem er eng befreundet war, daß man

die Form bis zur Brisanz steigern soll. Das kann aber lebensgefährlich werden! Deshalb gibt es für Richter manchmal konzertlose Zeiten. Vor etwa drei Jahren hatte er so eine Phase. Er war schlechter Stimmung, übte fast gar nicht und saß auf seiner Datsche. Wir besuchten ihn dort und unterhielten uns mit ihm über vieles. Unter anderem klagte er, daß die Jungen keine Initiative und keine Einfälle haben, nichts auf die Beine bringen. Nichts verabscheut er so sehr wie Gleichgültigkeit. Wir sagten ihm, daß wir ein Sommerfestival veranstalten. In Richter kam Leben. „Ich komme zur Eröffnung!" Und er kam, 15 km zu Fuß.

Moskau hat eine Kunstschule für Kinder, in der 1600 Schüler Musik, Malerei und Tanz erlernen. Hier finden Interpretenwettbewerbe aller Musikschulen Moskaus statt. Namhafte Musiker treten auf, unter ihnen Swjatoslaw Richter. Vor und nach einem Konzert hält er sich in „seinem Zimmer" auf, einer Art Museum, für das er selbst seltene Noten, Schallplatten, Zeichnungen, Andenken aus vielen Ländern, Bücher und Fotos gestiftet hat. Das Lob seiner Verehrer erreicht ihn auch hier in Gestalt der ausgelegten Gästebücher. Eine Eintragung kehrt immer wieder: „Genial!"

HÖREN SIE AUF IHRE STIMME!

Selbst aus einem Telefongespräch können Sie die Stimmung Ihres Gesprächspartners – Trauer oder Freude, Erbostheit oder Gelassenheit – erkennen. Wie die Physiologen feststellten, unterscheidet das linke Ohr, folglich die rechte Gehirnhemisphäre, besser Redeintonationen, die die Emotionen weitergeben.

Im Institut für evolutionäre Physiologie und Biochemie in Leningrad führte man ein Experiment durch. Seine Teilnehmer hörten über Kopfhörer auf dem linken und danach auf dem rechten Ohr einzelne Sätze oder Ausschnitte aus Vokalvorträgen – Rede bzw. Gesang von Berufsschauspielern und -sängern. Jeder Ausschnitt wurde fünfmal mit verschiedenen emotionalen Färbungen vorgetragen: mit dem Ausdruck von Freude, Leid, Zorn, Angst und schließlich völliger Ausdruckslosigkeit.

Wie sich zeigte, wurden Redefärbungen genauer als die im Gesang unterschieden. Festgestellt wurde auch ein Effekt des linken Ohres, er galt aber nicht für alle Emotionen im selben Maße. Am häufigsten trat er bei der Empfindung von Angst und Zorn auf, erfreuliche Intonationen wurden fast gleichermaßen gut auf dem rechten und linken Ohr registriert. Was bedeutet, daß die Spezialisierung der Gehirnhemisphären bei der Wahrnehmung von Gefahr vom Standpunkt der Evolution aus fortgeschrittener als bei der Empfindung von Freude ist.

Aus der Zeitschrift NAUKA I SHISN

NEUES AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

EXPLOSIVE STEINKOHLENGEWINNUNG

Das Kohlebecken Ekibastus in Kasachstan liefert etwa jede vierte Tonne Kohle, die in der UdSSR im Tagebau gewonnen wird. Im 11. Planjahrfünft (1981–1985) sollen hier 400 Millionen Tonnen Kohle gefördert werden. Fast die Hälfte dieser Menge wird auf den Tagebau „Bogatyr" entfallen, dessen Jahresleistung bereits 50 Millionen Tonnen Kohle erreicht hat.

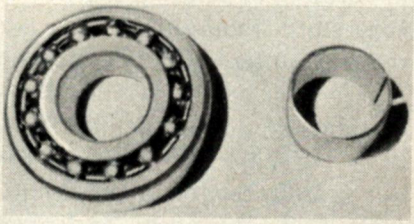
Die Steinkohle von Ekibastus zeichnet sich durch erhöhte Härte aus, während die Festigkeit der Zwischengesteine der von Granit nahekommt. Um die Gewinnung zu erleichtern, haben die Fachleute eine neue Technologie entwickelt, bei der die Kohle durch eine Explosion aufgelockert wird, aber ihre Struktur nicht ändert. Auf diese Weise wird eine effektive Arbeit der zwei weltgrößten Kohlebagger im Tagebau „Bogatyr" gesichert. Jeder von ihnen liefert in einer Stunde 5000 Kubikmeter Kohle, was der täglichen Leistung einer mittleren Grube entspricht. Die Beladung eines Waggons dauert etwa eine Minute.

Aus der Zeitschrift NAUKA I SHISN

RENTABLERE KUGELLAGER

Am Institut für Maschinenkunde in Moskau wurden Gleitlager auf einer Metall-Fluorkunststoff-Basis entwickelt, die es ermöglichen, konventionelle Kugellagergruppen zu ersetzen. Der Durchmesser der neuen Teile beträgt die Hälfte und die Masse ein Zehntel bis ein Fünfzehntel der von Wälzlagern. Der Einsatz teurer legierter Stähle entfällt.

Aus der Zeitschrift TECHNIKA I NAUKA



HUFRÄTSEL AUS DER KREIDEZEIT

In den Ausläufern des Gissar-Gebirges im Süden Usbekistans entdeckten sowjetische Paläonthologen versteinerte Spuren eines Tieres, deren Alter

auf rund 90 Millionen Jahre geschätzt wird.

Auf den ersten Blick erinnern die 86 hufeisenförmigen Spuren an die Abdrücke von Pferdehufen. Wie aber kamen die hierher? In seiner heutigen Gestalt existiert das Pferd erst seit rund 1,5 Millionen Jahren, während seine fossilen Ahnen vor etwa 25 Millionen Jahren die ausgetrockneten Sümpfe verließen.

Eine zusätzliche Analyse, die von Paläonthologen des Ministeriums für Geologie der Usbekischen SSR, den Lithologen (Fachleute für Sedimentgesteine) und Geomorphologen (Fachleute für das Relief des Festlandes und des Meeresgrundes) vorgenommen worden war, bewies, daß der gefundene Sandstein mit den Abdrücken in der Mitte der Kreide entstanden sein mußte, als Saurier die Erde „beherrschten".

Was für ein Tier war es dann? Ganz eindeutig sind das keine Saurierspuren, jedenfalls kannte die Wissenschaft bisher keine Spuren von Reptilien dieser Art. Nach Ansicht des Paläonthologen und Akademiemitglieds B. Sokolow ist von der Entdeckung einer neuen Tiergruppe auszugehen.

Aus der Zeitung SOZIALISTITSCHESKAJA INDUSTRIJA

STAUDÄMME UNTER DER ERDE

Ein von sowjetischen Fachleuten vorgeschlagenes System für Bewässerungsanlagen sieht vor, unterirdische Stauseen anzulegen, gibt es doch auch in den Wüsten Grundwasser. Solche Anlagen können nicht nur für die Bewässerung landwirtschaftlicher Nutzflächen, sondern auch für den Brandschutz von Wäldern und Torfmooren benutzt werden. Die unterirdischen Staudämme, auch Gegenfiltrierungsvorhänge genannt, schützen das Grundwasser vor der Verseuchung durch Industrieabfälle, Abwässer und versalztes Wasser. Durch unterirdische Stauseen und Staudämme sind Schäden für die Fischwirtschaft und eine Überflutung von Ackerflächen ausgeschlossen.

Aus der Zeitung ISWESTIJA

PRODUKTIVE SEIDENSPINNER AUS USBEKISTAN

Usbekistan ist der Hauptlieferant von Naturseide in der UdSSR. In den letzten Jahren wurden am Mittelasiatischen Institut für Seidenbau in Taschkent 40 hochproduktive Rassen des Seidenspinners gezüchtet. Der Faden einiger von ihnen ist 200 bis 250 Meter länger als bei ihren Vorgängern.

Aus der Zeitschrift TECHNIKA I NAUKA

Jahrhundertelang glaubte die Menschheit, es gebe im Sonnensystem lediglich Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn.

Die Entdeckung der Planeten Uranus (1781), Neptun (1846) und Pluto (1930) schien unsere Vorstellungen vom Sonnensystem endgültig präzisiert zu haben.

WAS FOLGT HINTER DEM PLUTO?

Wladimir NEJMAN

Aus der Zeitschrift
ASTRONOMITSCHESKI ZIRKULAR
(bearbeitet)

Montage: Konstantin VIKTOROW

Zunächst seien einige Worte über den Pluto gesagt. Seine Vorgeschichte ist mit dem Namen von Camille Flammarion, französischer Astronom und Verfasser populärwissenschaftlicher Werke über astronomische Probleme, verbunden. Bereits 1879 wurde er darauf aufmerksam, daß jedem Planeten, angefangen vom Jupiter und bis zum Rand des bekannten Alls hin, eine „Kometenfamilie" entspricht. Flammarion vermutete eine solche Familie auch hinter dem Neptun und sagte damit die Existenz von Transneptunen voraus.

Der 1930 entdeckte Pluto ließ bei Astronomen verschiedene Zweifel aufkommen. Erstens machte seine Größe zum Unterschied von den Riesenplaneten lediglich die Hälfte bis ein Viertel der Erde aus. Zweitens stellte es sich heraus, daß der Pluto wahrscheinlich Metallglanz besitzt, während die erdähnlichen Planeten durchweg steinig sind. Die Bahn des Pluto hat eine große Elliptizität, die der anderen Planeten aber eine Kreisform. Pluto weist noch andere Besonderheiten auf, die Anlaß zu der Behauptung gaben, der Pluto sei kein richtiger Planet.

Heute wird nicht selten die Vermutung geäußert, bei dem Pluto handle es sich eher um einen Planetoiden. Dafür sprechen seine Größe, seine eckige Form und die Tatsache, daß er offensichtlich metallisch ist. Übrigens wurde am 2. Juli 1978 ein Satellit des Pluto entdeckt, der, wie es sich für Planetoiden gehört, die manchmal eigene Satelliten haben, relativ groß ist: 40 Prozent der Größe des Pluto.

Ferner stimmt die erwähnte Flammarion-Gesetzmäßigkeit hinsichtlich der Kometenfamilien beim Pluto nicht. Trotzdem gilt er seit mehr als 50 Jahren als der fernste Planet des Sonnensystems. Als aber die Raumsonde „Pioneer 10" 1983 die Bahn des Neptun überflog, berichteten astronomische Periodika, sie verlasse das Sonnensystem. Hinter dem Neptun liegt bekanntlich der Pluto. Tatsache ist aber, daß sich jetzt der Pluto näher zur Sonne als der Neptun befindet und diese Stellung bis 1999 behalten wird. Wo verläuft dann die Grenze des Sonnensystems? Die Plutobahn ist von der Sonne anderthalbmal soweit wie die Neptunbahn entfernt. Auf diese Frage gibt es vorläufig keine Antwort, obwohl es für die Astronomie äußerst wichtig ist, die Grenzen des Sonnensystems festzustellen.

Was befindet sich hinter dem Pluto? Grenzt er, unabhängig da-

von, ob Planet oder Planetoid, tatsächlich unser Sonnensystem vom übrigen Weltall ab? Warum wurde diese Grenze gerade mit dem Pluto gezogen?

Tatsächlich hat der Pluto zum Unterschied von den Riesenplaneten Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun keine eigene „Kometenfamilie", solche gibt es aber außerhalb der Plutobahn, d. h. jenseits der bekannten Grenze des Sonnensystems. Folglich kann man annehmen, daß diese Kometengruppen ihren „eigenen" Planeten entsprechen. Es ist aber sehr schwer, sie unmittelbar am Himmel zu entdecken. Auch der Pluto wurde ja nicht am Himmel, sondern durch den Vergleich von zwei zu verschiedener Zeit belichteten Fotoplatten entdeckt, die die mutmaßliche Zone seines Ortes festhielten. Beim Vergleich wurde dann auch etwas entdeckt, das sich unter den Sternen bewegte. Dieses „etwas" war Pluto. Jene Planeten aber, von denen jetzt die Rede ist, könnten sich in vielfach größeren Entfernungen von der Sonne befinden.

Ein 1963 erschienenes Werk des deutschen Wissenschaftlers H. Kretzinger enthält Angaben über das Vorhandensein von 5 Kometenfamilien hinter dem Pluto; jede von ihnen hat 4 bis 8 Kometen. Von der Richtigkeit der Flammarion-Gesetzmäßigkeit hundertprozentig überzeugt, schlug Kretzinger sogar vor, den mutmaßlichen Riesenplaneten bestimmte Namen zu verleihen: Hades (Entfernung von der Sonne 8 Mrd. km), Persephone (11,5 Mrd. km), Minos (18,4 Mrd. km), Tephresias (30,1 Mrd. km) und Charon (42,5 Mrd. km). Damals konnte Kretzinger noch nicht wissen, daß der 1978 entdeckte Satellit des Pluto den Namen Charon tragen würde.

Vor kurzem rechneten vier sowjetische Wissenschaftler – Viktor Tschernow, Boris Naumenko, Boris Schapiro und der Autor des vorliegenden Artikels – die Parameter von Kretzingers Planeten und deren Standort am Himmel durch.

Nach unseren Schätzungen ist die Existenz des ersten von Kretzinger vorhergesagten Planeten Hades zu bezweifeln, weil seine Bahn faktisch mit dem Perihel (kürzeste Entfernung von der Sonne) des Pluto übereinstimmt.

Die Bahn des nächsten Transpluto, Persephone, liegt der von Kretzinger errechneten ziemlich nahe und ist in 10,5 Mrd. km Entfernung von der Sonne im Sternbild der Jungfrau zu suchen.

Die Bahnen der drei übrigen

Planeten unterscheiden sich wesentlich von Kretzingers Angaben, befinden sich in den Sternbildern des Wassermanns, des Krebses und des Schützen und sind 18 Mrd., 22 Mrd. bzw. 44 Mrd. km von der Sonne entfernt. Zum Vergleich sei gesagt, daß die Entfernung bis zum Neptun 4,5 Mrd. km und die größte Entfernung bis zum Pluto 6,5 Mrd. km beträgt. Außerordentlich groß sind auch die Umlaufperioden dieser Planeten: 900, 1600 und 9300 Jahre! Letzterer Umstand ist sehr wichtig und bedeutet, daß ihre äußerst langsame Bewegung unter den Sternen lediglich im Laufe von Jahrzehnten entdeckt werden kann. Deshalb verspricht die Suche nach dem nächsten Objekt, der Persephone, den größten Erfolg. Ist sie ein Riesenplanet, kann sie mit großer Wahrscheinlichkeit entdeckt werden. Die Persephone ist zwar doppelt soweit wie der Pluto von der Sonne entfernt, könnte aber dafür um zwei Größenordnungen größer sein.

Diese Suche, obwohl äußerst umständlich und schwierig, lohnt die Mühe. Darüber hinaus kann sich auch die Suche nach anderen Transpluto angesichts des jetzigen Entwicklungsstandes der Teleskopie als erfolgreich erweisen. S

KAMTSCHATKAS VULKANE ENTBLÄTTERT

Noch etwa 100 Jahre wird der Vulkan „Besymjanny" auf der Halbinsel Kamtschatka im Fernen Osten brodeln. Danach kommt es zu einer tausendjährigen Ruheperiode. Zu dieser Schlußfolgerung gelangten die Wissenschaftler des Instituts für Vulkanologie des Fernöstlichen Zentrums der AdW der UdSSR. Die am Fuße des Vulkans im Verlaufe von Jahrtausenden erstarrten Lavaströme halfen, sein Erlöschen genau vorherzusagen. Aus diesem „Blätterteiggebäck", das die Chronik des Vulkans darstellt, sind die Entstehungsgeschichte, Aktivität und Stärke seiner Ausbrüche ablesbar.

„Besymjanny" ist einer von zehn noch tätigen Vulkanen auf der Halbinsel, die von Spezialisten erforscht wurden. Eine neue Methode zur Untersuchung von Lockerprodukten sowie die Altersbestimmung mit Hilfe des radioaktiven Kohlenstoffisotops C-14 ermöglichen, grundlegende Daten über die Biographie der Vulkane zu gewinnen. Mittels in die vulkanischen Sedimente eingeschlossener Kohle, Gehölze und Bodenschichten bestimmen die Wissenschaftler den Zeitpunkt des Ausbruches.

Aus der Zeitung
SOZIALISTITSCHESKAJA INDUSTRIJA

Zu Beginn der 80er Jahre hat sich das ökonomische Wachstumstempo in der UdSSR verringert. Und obgleich es weiterhin höher ist als im Westen, beeilte man sich dort, von einer Krise des Sozialismus zu sprechen.

DIE SOWJETISCHE WIRTSCHAFT

SETZT AUF SPITZENTECHNIK

Nach Beiträgen aus der Wochenzeitung EKONOMITSCHESKAJA GASETA

Fotos: Juri RYBTSCHINSKI

Die Probleme, mit denen es die Sowjetunion zu Beginn der 80er Jahre zu tun hat, haben

nichts gemein mit den Übeln des heutigen Kapitalismus: Arbeitslosigkeit, Inflation usw. Die Verringerung des ökonomischen Wachstumstempos war nicht durch irgendwelche „Gebrechen" hervorgerufen, die angeblich der sozialistischen Wirtschaft wesenseigen sind, sondern vor allem durch die Kompliziertheit des Übergangs zu einem neuen, entwickelteren Typ der sozialistischen Reproduktion.

KURS AUF INTENSIVIERUNG

Bisher entwickelte sich die sowjetische Wirtschaft vor allem durch extensive Faktoren wie Arbeitskräfte, Investitionen, billige Energie und Rohstoffe. Heute sind sie fast völlig erschöpft. In die gesellschaftliche Produktion ist die gesamte arbeitsfähige Bevölkerung einbezogen. Die Gewinnung und der Transport von Roh- und Brennstoffen werden auf Grund der Verlagerung ihrer Quellen in die östlichen, wirtschaftlich noch nicht genügend entwickelten Regionen immer teurer. Was das Wachstum anbelangt, wird der Anteil der Investitionen in die Volkswirtschaft jetzt hinter dem Konsumtionsfonds zurückbleiben. Das hat mit der staatlichen Politik zur weiteren Erhöhung des Lebensniveaus zu tun.

Foto links: der Automat „Kurs" montiert Mikroschaltkreise für EDV-Anlagen. Vorher waren Dutzende hochqualifizierter Monteure mit dieser Arbeit befaßt.

Für die sowjetische Industrie hat eine Etappe des Umschwungs begonnen. Am zutreffendsten kann man sie als Übergang von der extensiven Wirtschaftsführung zur intensiven charakterisieren. Es geht jetzt darum, daß sich die Produktion in erster Linie durch die vollständigere und effektivere Nutzung des vorhandenen wirtschaftlichen und wissenschaftlich-technischen Potentials entwickelt.

Dieses Potential erlaubt es heute, Maschinen herzustellen, die besser als die alten sind, produktiver, bedienungsfreundlicher, zuverlässiger. Dabei geht es nicht mehr nur um die Annäherung an das Weltniveau in der Produktion, sondern um einen Vorstoß auf breiter Front zu den weltstandsbestimmenden Zweigen. Wenn heute aus Wissenschaft und Technik ungefähr drei Viertel des Zuwachses der Arbeitsproduktivität resultieren, so müssen diese Errungenschaften generell zur Hauptquelle für die Entwicklung der sowjetischen Wirtschaft werden. Eine besondere Rolle kommt dabei der Schaffung von prinzipiell neuen Maschinen der nächsten Generation zu. Schon heute wächst ihr Ausstoß zwei- bis dreimal schneller als der sogenannter traditioneller Bauart.

DAS ZEITALTER DER ROBOTER IST NICHT MEHR FERN

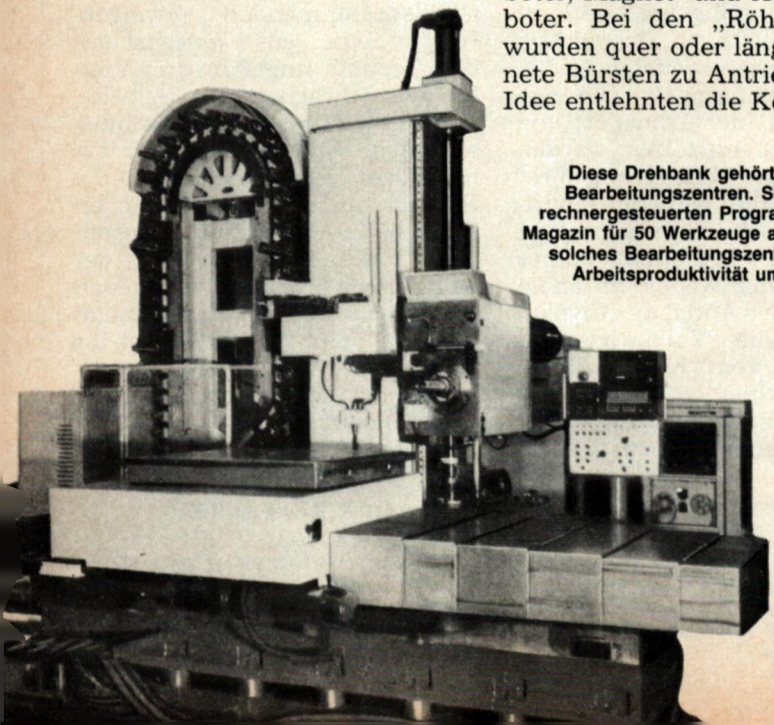
Vor zwei Jahren arbeiteten in den sowjetischen Werken 6000

Industrieroboter. Heute sind es schon mehr als fünfmal soviel.

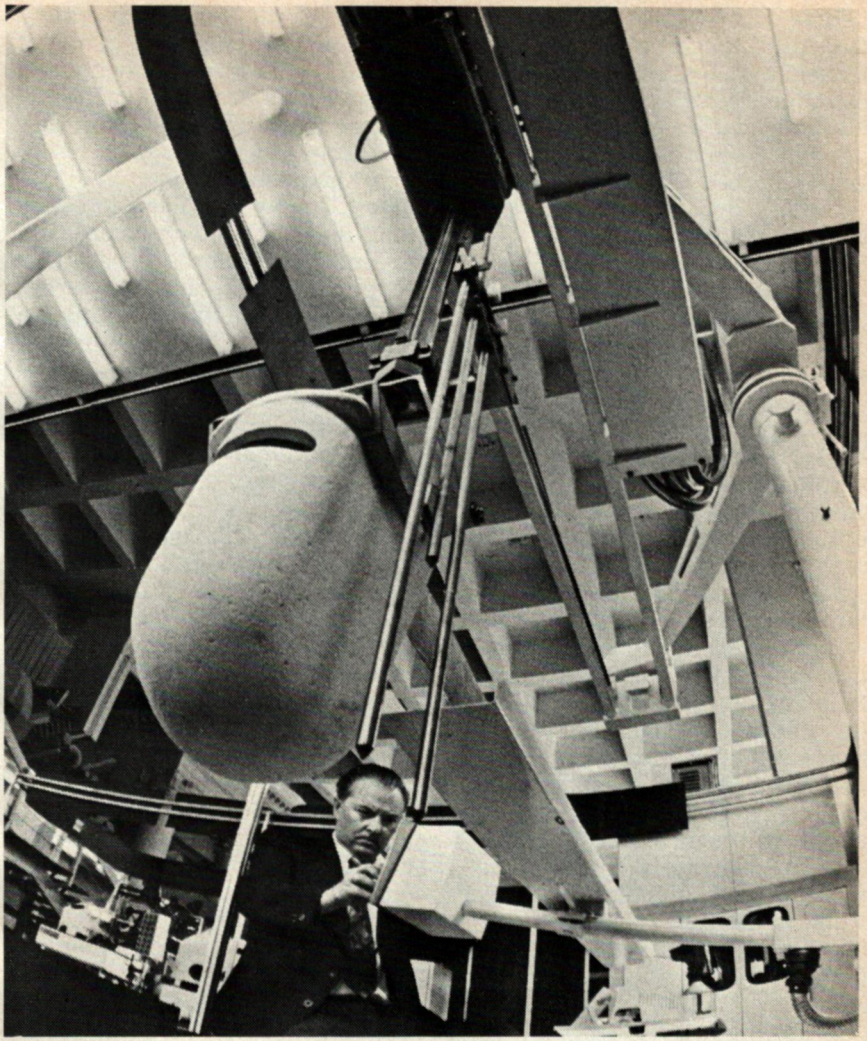
Im Augenblick löst ein neuer Zweig der Volkswirtschaft – der Roboterbau – erfolgreich eine Reihe komplizierter technischer Aufgaben. Die erste von ihnen besteht in einer maximalen Standardisierung der Produktion von Robotern für die unterschiedlichsten Anwendungen. Dabei geht man den Weg der Schaffung von Modulen, unifizierten Teilen, aus denen man unterschiedliche Roboterkombinationen für verschiedene Einsatzzwecke montieren kann.

Eine andere Aufgabe ist die Entwicklung prinzipiell neuer Antriebe. Ein Industrieroboter muß die Fähigkeit besitzen, sich zuverlässig, unter beliebigen Bedingungen, von der Stelle zu bewegen, und dies in aggressivem Milieu, bei hohen Temperaturen und bei Drücken von vielen Atmosphären bis hin zum völligen Vakuum. Roboter müssen sogar vertikale Wände bezwingen; und das bedeutet, daß die Kraft ihrer Haftung an der Oberfläche zehnbis zwanzigmal ihr eigenes Gewicht übersteigen muß.

In der wissenschaftlichen Produktionsvereinigung „Energija", die sich auf die Entwicklung und Produktion neuer Robotertypen spezialisiert hat, wurde eine Serie ungewöhnlicher Fortbewegungsantriebe für Roboter erarbeitet, zum Beispiel röhrengängige Roboter, Magnet- und Adhäsionsroboter. Bei den „Röhrengehern" wurden quer oder längs angeordnete Bürsten zu Antrieben. Diese Idee entlehnten die Konstrukteu-



Diese Drehbank gehört zur Klasse der Bearbeitungszentren. Sie ist mit einem rechnergesteuerten Programm und einem Magazin für 50 Werkzeuge ausgerüstet. Ein solches Bearbeitungszentrum erhöht die Arbeitsproduktivität um das 3–4fache.



1983 wurden in der UdSSR 11 000 Roboter neu eingesetzt, zweimal mehr als im Vorjahreszeitraum. Besonders intensiv erfolgt der Bau von Robotern, die Arbeitskräfte von gesundheitsschädigenden Tätigkeiten freimachen. Dieser Gießpfannenmanipulator ist für das Abgießen des flüssigen Metalls bestimmt.

re von den Würmern, die sich mit Hilfe elastischer Borsten auf der Erde bewegen. Roboter mit Permanentmagneten können eine beliebige Lage einnehmen und sich unabhängig von der Form und der Lage der Stützfläche fortbewegen, also praktisch be-

liebige Hindernisse überwinden. Die Adhäsionsroboter schließlich bewegen sich durch Verklebung mit der Stützfläche fort. Diese Methode wurde ebenfalls der lebenden Natur entlehnt, von der gewöhnlichen Fliege.

Unter Berücksichtigung der weiteren Perspektive wird in der Sowjetunion die Entwicklung von Robotern der zweiten Generation betrieben, die mit „Sinnesorganen" versehen sind, die fähig sind zu sehen, zu hören, mit den Menschen in einen Dialog zu treten. Schon heute gelingt es im Experiment, Maschinen mit Sehvermögen, Gehör und Tastsinn auszustatten, die darin fast nicht hinter denen des Menschen zurückbleiben.

Für den Beginn des 21. Jahrhunderts kündigen die Spezialisten Roboter der dritten Generation an, die mit Ansätzen von Intelligenz ausgestattet sein werden und in der Lage sind, komplizierte selektive Handlungen auszuführen. All diese Maschinen, die prinzipiell neue Antriebe und ein entsprechendes Steuerungssystem besitzen, vollbringen tatsächlich eine Revolution in der Volkswirtschaft, erhöhen die Arbeitsproduktivität um das Mehrfache.

EINE ZUVERLÄSSIGE TECHNIK, DIE IMMER WENIGER ABHÄNGIG VOM WESTEN IST

Nichts hat jemals das menschliche Leben so schnell verändert wie der Computer. Er beschleunigte die Rechengeschwindigkeit auf das Hundertmillionenfache! Er hat die Information zur wichtigsten Ressource bei der Entwicklung der modernen Gesellschaft gemacht.

Das Tempo der Vervollkommnung der Rechentechnik und ihrer Einführung in die Produktion ist phantastisch. Ein moderner Mikroprozessor ist im Vergleich mit der ersten röhrenbestückten elektronischen Rechenmaschine 300 000mal kleiner, braucht 56 000mal weniger Energie, arbeitet aber 20mal schneller. Seine Zuverlässigkeit wuchs auf das 10 000fache.

Die Elektronik ist der dynamischste Zweig der sowjetischen Industrie. Im 11. Fünfjahrplan (1981–1985) ist vorgesehen, in der Sowjetunion eine Million Mikroprozessoren und Zehntausende Mikro- und Minirechner zu produzieren.

Das im Jahre 1982 erreichte 12prozentige Wachstum der Produktion von Computern und Ersatzteilen für sie erlaubt die Beschleunigung von qualitativen Veränderungen in verschiedenen Bereichen der Wirtschaft. Dabei vergleichen die sowjetischen Ingenieure ihre Ergebnisse in diesem Zweig immer häufiger mit denen der amerikanischen und japanischen.

„Ein Gast aus dem Westen mag beim Anblick der Steuerpulte, die heute noch ohne besondere Aufmerksamkeit für die äußere Form gestaltet sind, lächeln, dahinter steckt jedoch zuverlässige Technik, die immer weniger vom

Westen abhängig sowie weniger kompliziert und möglicherweise bequemer in der Anwendung ist", äußerte der französische Journalist Marc Chabreuil, der seinen Artikel über die Schlüsselzweige der sowjetischen Industrie in der Zeitschrift der französischen Geschäftskreise „Usine nouvelle" veröffentlichte.

Diese Beobachtung wird auch dadurch bestätigt, daß sowjetische Spezialisten bei kommerziellen Verhandlungen immer häufiger von ausländischen Computern Abstand nehmen. Sie ziehen es vor, eigene Technik zu nutzen. Dabei geht es nicht nur um die Preise, sondern auch um die Effektivität.

Und so wird nach Meinung von Georgi Lopalo, Direktor des Minsker Forschungsinstituts für Rechentechnik, in nicht allzuferner Zukunft die Rechentechnik der sogenannten mittleren Klasse beschaffen sein, die für industrielle Zwecke eingesetzt wird. Zu ihrer Herstellung werden noch dichter bestückte integrierte Schaltkreise verwendet. Diese Rechner werden außerdem mit Mikroprozessoren und Systemen zur Erkennung sprachlicher Kommandos ausgerüstet sowie an Farbfernseh-Terminals mit hohem Auflösungsvermögen angeschlossen sein. Aber das Wichtigste ist, daß sie äußerst einfach im Betrieb sein werden. Nach Meinung der sowjetischen Spezialisten werden die Rechner der vierten Generation gerade durch diese Besonderheit charakterisiert sein.

Die Computerisierung der Arbeit hat in der Sowjetunion alle Zweige der Volkswirtschaft erfaßt. Fast überall werden automatisierte Leitungssysteme (ASU) eingeführt.

Vom Umfang der von ihnen geleisteten Arbeiten zeugt folgendes Beispiel. Für die Planung der sowjetischen Wirtschaft sind jährlich 10^{16} Rechenoperationen nötig. Eine wenig verständliche Zahl. Es wird behauptet, soviel Worte haben alle Menschen auf Erden seit der Zeit hervorgebracht, da der Mensch reden kann.

Die Computer jedes ASU, jedes Rechenzentrums arbeiten nach Spezialprogrammen. Bei einer zentralisierten Leitung der Wirtschaft besteht jedoch die Möglichkeit, alle kybernetischen Systeme zu vereinigen. Das ermöglicht es, in der Perspektive ein einheitliches gesamtstaatliches System der Sammlung und Verarbeitung von Information – OGAS – zu schaffen.

Der Aufbau des OGAS ist eine Arbeit von Maßstäben, mit denen es die Wissenschaft und Praxis der Welt noch niemals zu tun hatte. OGAS ermöglicht es, augenblicklich detaillierte Information über alles zu erhalten, was in der Volkswirtschaft, in einem beliebigen Betrieb vor sich geht, und auf dieser Grundlage schnell die nötigen Entscheidungen zu treffen. Die Schaffung des OGAS ist ein Beispiel für die Verbindung der Errungenschaften der wissenschaftlich-technischen Revolution mit den Vorzügen der sozialistischen Planwirtschaft.

„Allah hat den Menschen aus Lehm erschaffen", heißt es in einer alten arabischen Legende. „Danach hatte er noch zwei Lehmklumpen übrig. Aus dem einen machte er eine Dattelpalme, aus dem anderen – das Kamel."

DIE GENÜGSAMEN SCHIFFE DER WÜSTE

Igor KONSTANTINOW

Aus der Zeitschrift NAUKA I SHISN

Fotos: Georgi SELMA/Juri KUIDIN

Kaum ein Säugetier ist so tauglich für das Leben in Dürregebieten wie das Kamel. Das dicke Fell schützt es vor Mittagsglut wie vor nächtlicher Kälte. Es ist außerordentlich genügsam und kann sogar mit Dornengestrüpp und harten Salzpflanzen auskommen, aus denen sich andere Tiere überhaupt nichts machen. Es kann mehrere Tage ohne Wasseraufnahme aushalten. Voller Ruhe trampelt das „Schiff der Wüste" durch die erhitzten Barchane (Wanderdünen), ohne in den Triebsand einzusinken. Die gespaltenen Hufe sind sehr breit, und die durch dicke Schwielen gepolsterten Sohlenflächen zerstampfen nicht die Weideplätze.

Es steht nicht fest, wann das Kamel domestiziert wurde, jedenfalls ist das schon sehr lange her. In Ägypten gefundene Statuetten, die Kamele als Lasttiere darstellen, werden mit dem 5. Jahrtausend v. u. Z. datiert.

Mindestens seit 7000 Jahren dient das Kamel für die Wüsten- sowie Trockensteppenbevölkerung als Fleisch- und Milch„lieferant". Man benutzte es auch beim Pflügen und beim Hochhieven riesiger Kübel mit Wasser aus tiefen Brunnen. Früher war es außerdem das einzige Verkehrsmittel. Ohne sichtbare Mühe konnten die Kamele bei 50° Hitze Lasten von 350 Kilo tragen, und die besten Exemplare schleppten sogar so viel, wie sie wogen – etwa 700 Kilo.

Man unterscheidet zwei Arten

Ein neugeborenes Kameljunge wiegt 40 Kilogramm, in einem Jahr nimmt es um das 7-8fache zu. Dennoch ist es auf Muttermilch angewiesen, von der es sich eineinhalb Jahre ernährt.

von Kamelen: das zweihöckrige Trampeltier und das einhöckrige Dromedar. Von den insgesamt 15 Millionen Kamelen sind 90 Prozent Dromedare. In der Sowjetunion werden in verhältnismäßig kühlen Gebieten (südliches Wolgagebiet und Kasachstan) Trampeltiere kasachischer und kalmykischer Rasse gezüchtet. In Mittelasien, besonders im heißen Turkmenien, fühlen sich Dromedare der Rasse Arvana ganz wohl.

In dieser trockenen, glühendheißen Gegend wurde vor 20 Jahren einer der größten Kamelzuchtbetriebe der Sowjetunion, Sakar-Tschaga, gebildet. Ich besuchte ihn.

„In unserer Wirtschaft gibt es 1500 Dromedare", berichtete der Betriebsleiter Tschary Meretgeldyjew. „Außerdem halten unsere Arbeiter noch je ein bis zwei Kamele."

Abends wurde ich Zeuge eines für den Städter ungewohnten Bildes: Mit Gebrüll kehrte eine fast 1000köpfige Herde privat gehaltener Dromedare heim. Die Tiere trampelten die Straße entlang und blieben dann jedes vor seinem Haus stehen, wo sie ihre Besitzerinnen schon erwarteten. Kurz danach roch es von allen Seiten nach Milch. Das abendliche Melken begann.

Die Kamelstuten werden 4mal täglich gemolken. Der Euter mit 2–2,5 Litern ist recht klein. Jede

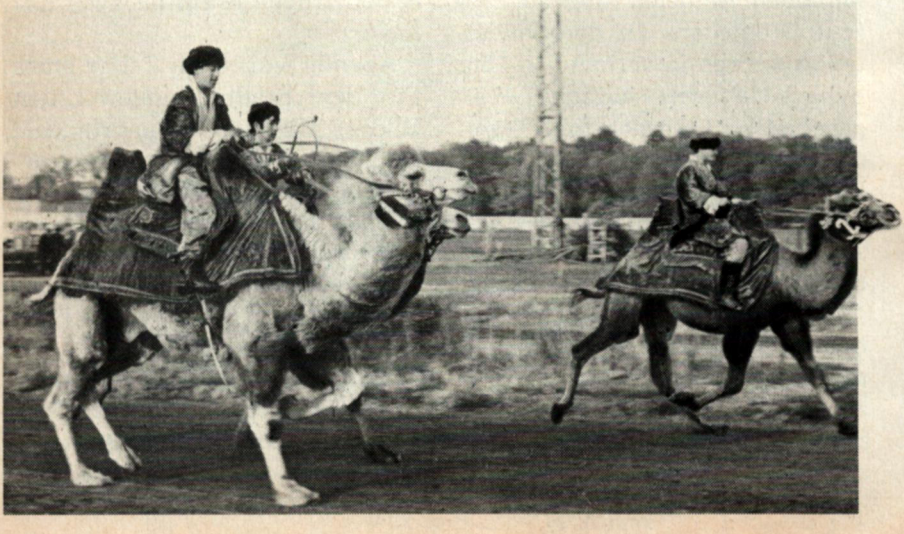
Kamelstute gibt durchschnittlich 6 Liter Milch pro Tag. Hauptsache, daß die Melkerin ihrer Anvertrauten nichts zuleide tut, man muß zu den Stuten immer schön zärtlich sein. Kamele sind sehr nachtragend und finden unbedingt eine Gelegenheit, sich irgendwie zu rächen – sei es zu stoßen, beißen oder niederzutreten. Während des Melkens muß die Kamelstute ihr Junges neben sich haben, sonst bekommt man keinen Tropfen Milch aus ihr heraus.

Kamelstutenmilch bleibt lange frisch, sie schmeckt süßlich, ist dick und aromatisch. In Turkmenien werden daraus Butter, Agaran (ein Milchprodukt, das an sauren, sehr fetten und weichen Quark erinnert) und Tschal – ein bei den Einheimischen beliebtes tonisierendes Getränk, zubereitet.

Jedes Frühjahr, etwa Mitte April, werden die Kamele geschoren. Einst war dies sehr schwierig, ja sogar gefährlich. Man mußte das Tier fangen, festbinden und zu Boden bringen. Fünf Mann schufteten dann mit großen Scheren. Pro Tag kam eine Brigade auf kaum 15 gestriegelte Tiere. Oft trugen Tiere wie Scherer Verletzungen davon.

Seit einigen Jahren wendet man in Sakar-Tschaga eine andere Methode an. Das Tier wird in einen langen engen Korridor

Kamele sind Paßgänger. Während des Laufs setzen sie zur gleichen Zeit Vor- und Hinterfüße einer Seite vor. Sie können über beträchtliche Entfernungen mit einer Geschwindigkeit von 20 km/h laufen.



getrieben, so daß es sich nicht vom Fleck rühren kann, und dann mit der elektrischen Schere geschoren. Das Haar fällt girlandengleich nur so herab. In Säcke gesammelt, wird es zum Sortie-

Die meist geschätzte Eigenschaft des Kamels ist seine Fähigkeit, viele Tage ohne Wasser auszukommen. Wenn aber das Kamel zu trinken beginnt, kann es das stundenlang tun.

ren gebracht. Ein Kamel liefert durchschnittlich etwa 2,5 Kilo kostbare Wolle.

Kamelhaar ist viel fester als Schafwolle und sehr gefragt. In Turkmenien werden daraus Fäustlinge und Pullover gestrickt und Steppdecken sowie hochwertiger Wollstoff hergestellt, aus dem orientalisch weite Mäntel, die Tschekmen, für Männer genäht werden. Wohlgemerkt, es gibt keine Socken, Koschmas (dünne Filze) oder Teppiche aus Kamelhaar: ein alter Brauch verbietet, es mit Füßen zu treten.

Kamelzucht ist ein durchaus vielversprechender Bereich der Viehwirtschaft. Daher wird sie in den letzten Jahren immer mehr gefördert. Neue Aufzuchtmethoden werden von zwei bedeutenden Forschungsinstituten in Alma-Ata und in Aschchabad ausgearbeitet.

Turkmenische Wissenschaftler kommen regelmäßig nach Sakar-Tschaga, um die Tiere zu bewerten. Die Kamele werden gemessen, gewogen, man bestimmt ihr Leistungsvermögen (Milchleistung, Schur- und Fleischertrag). Mit Hilfe dieser Angaben wird die Selektionsarbeit geführt. Für jedes Kamel wird ein Zertifikat (wie für die Vollblutpferde) ausgestellt, wo sein Stammbaum sowie seine physischen Merkmale vermerkt sind.

Die Wüstenbevölkerung nennt das Kamel zärtlich „Dshamal" – der Schöne. Seit eh und je gilt es als Wertmaß und ist unentbehrlicher Teilnehmer an Volksfesten. Ich habe einmal selbst beobachtet, wie Dshigiten während eines solchen Festes die hohe Schule der Bändigung nicht zugerittener Kamele exzellent vorführten. Das ist ungleich schwerer, als ein Pferd zuzureiten. Am Ende dieses Festes entschied die Jury, wessen Kamel dieses Mal den Schönheitspreis erhält. Auf ein Kommando hin wurde das Tier zu Boden geworfen. Zwei Gehilfen befestigten neben dem Hökker den Houp (hölzerner Sattel). Darauf legten sie Säcke mit Gras. Alles wurde mit einem bunten turkmenischen Teppich gedeckt. Auf den Kopf setzte man dem Kamel eine farbige spitze Kappe (Gupba). Die Seiten und Brust verzierte man mit einer bunten Decke. Nachdem dann auf dem schönen Hals eine kupferne Glocke angebracht worden war, setzte sich der Besitzer des Kamels in den Sattel und gab dem Tier das Kommando aufzustehen – Tschu!

Und das „Schiff der Wüste" ging los, gemächlich, sicher, leicht schwankend, so wie seine Vorfahren durch die Wanderdünen der leblosen Wüste gezogen sind.

**Der Mensch kann mit dem Flugzeug,
mit dem Hubschrauber,
mit dem Segelflugzeug und
mit dem Drachen fliegen.
Der Mensch kann aber auch ohne
technische Mittel fliegen.
Der Sport machts möglich.**

WENN SPORTLER VON DER ERDE ABHEBEN

Alexander SEMJONOW
Aus der Zeitschrift SPORT IN DER UDSSR
Fotos: Jewgeni MIRANSKI / Juri KOROLJOW / Igor UTKIN / APN

Der Flug ohne Flügel ist längst nicht in jeder Disziplin möglich. Beim Fechten, Schießen, Rudern, Gewichtheben kann man sich beim besten Willen nicht vom Wasser oder von der Erde trennen.

Durch die Luft bewegen sich aber Skispringer und Wasserskisportler, Wasserspringer und Fallschirmsportler, Akrobaten und Trampolinsportler. Im modernen Turnen verbringt der Athlet den größten Teil seiner Zeit über dem Gerät und nicht auf ihm.

Auch die Weit- und Stabhochspringer fliegen. Bei Weitsprün-

gen über acht Meter, Hochsprüngen um 2,40 Meter und Stabhochsprüngen von fast 5,90 Meter kann man wahrlich schon von Flügen reden. Beim Eiskunstlauf läßt sich eine 3,5fache Drehung ebenfalls mit einem Flug vergleichen.

Und wie oft müssen auch Ballspieler Luftsprünge machen. Der Stürmer hechtet den Ball ins gegnerische Tor. Der Torwart segelt von einem Pfosten zum anderen – der Abstand zwischen ihnen beträgt immerhin 7 m –, um den Ball zu fangen. Der Volleyballer fischt im Gleitflug den Ball aus der Luft. Der Basketballer steigt

auf, um den Ball in den Korb zu bringen.

Für die Ballspieler aber zählt nicht der „Flug", sondern der Treffer, egal aus welcher Lage.

Bei den Skifliegern hingegen macht der Flug das Wesen dieser Disziplin aus. Im Flug zeigen sie ihr Können. Gehört viel Mut zum Flug von der Schanze?

Juri Golowstschikow, 18jähriger Landesmeister im Skifliegen, dazu:

„Ich fühle keine Angst. Vielleicht, weil während des Fluges unter uns ein Luftkissen entsteht, auf das wir uns buchstäblich stützen. Es scheint, als ob man auf ihm fest stehe. Mitunter ist einem seltsam zumute, besonders bei Seitenwind, der den Sportler etwas abtreibt. Aber da-

zu trainieren wir ja, um den Körper beherrschen zu lernen und sich in jeder Situation zurechtzufinden.“ Golowstschikow sagte mir, daß der Skispringer sich nur fünf Sekunden lang in der Luft befindet. Seine Geschwindigkeit beträgt ungefähr 25 m/s. Dem Beobachter kommt es vor, als ob der Flug viel länger dauert. Unser Zeitempfinden täuscht uns.

Bei den Turmspringern spielen Flugweite und -dauer keine Rolle. Der Sprung aus 10 m Höhe nimmt bei allen rund 1,3 Sekunden in Anspruch. In dieser Disziplin entscheiden in Sekundenbruchteilen die Körperbeherrschung und Übungsausführung des Sportlers.

Welche Eigenschaften muß ein Turmspringer besitzen?

„Wie alle ‚fliegenden Menschen‘ dürfen sie keine Angst empfinden“, meint Boris Klintschenko, Trainer der dreifachen Weltmeisterin Irina Kalinina. „Irina ist in dieser Hinsicht ein Phänomen. Ich betreue sie ebenso wie die anderen Jungen und Mädchen seit dem 6. Lebensjahr. Viele standen schüchtern unten, sie aber kletterte immer wieder den Turm hinauf. Deshalb meisterte sie früher als alle anderen komplizierteste Pirouetten und Salti.“

„Während des Fluges denke ich nur daran, die dreieinhalb Drehungen beim Rückwärtssalto gebeugt möglichst richtig, gespannt und elegant auszuführen“, erzählt Irina Kalinina.

Vor 30 Jahren noch galt der

Hechtsprung mit einer halben Vorwärtsdrehung gebeugt als Spitzenleistung. Heute ist er nur noch eine Übung für die Anfänger.

„Als ich mich zum zweifachen Salto entschloß, wobei ich den zweiten gebeugt mit einer 360 Grad Drehung ausführen wollte,

machten mich Spezialisten für Biomechanik darauf aufmerksam, daß so eine Drehung im stützlosen Zustand unmöglich sei. Ich bin aber trotzdem gesprungen und mit Erfolg", erzählt Akrobatik-Ex-Landesmeister Wassili Skakun.

Der zweifache Salto mit Pirouette ist schon Geschichte. Die heutigen Akrobaten führen den zweifachen Salto mit drei Pirouetten und den dreifachen Salto geschraubt aus. Manchen gelingt beim Training ein vierfacher Salto, seine Wettkampfpremiere ist zu erwarten.

Welch einen Höhenflug erleben wir heute im Turnen! „Die Turner steigen in den Himmel", schrieb der Präsident des Technischen FIG-Komitees der Herren, Alexander Lylo aus der Tschechoslowakei. „Die Sportler benutzen zwar die gleichen, äußerlich unveränderten Geräte, betrachten sie aber mehr als eine Stütze, um in der Luft, im stützlosen Zustand eine ganze Skala von Überschlägen und Drehungen auszuführen."

Vor 15 Jahren wurde im Turnen Wert auf Statik, auf die plastische Wirkung, auf die Fähigkeit gelegt, das Gleichgewicht in ungewöhnlichen Posen zu halten. „Wie stark muß man doch sein, um das berühmte ‚Asarjan-Kreuz' auszuführen!" sagten damals die Zuschauer begeistert. Experten stellten aber fest, daß die heutigen Turner doppelt soviel Kraft brauchen wie ihre Vorgänger.

Der Sport wird immer vollkommener und komplizierter, er ändert unsere Vorstellungen von der Schönheit, unsere ästhetischen Anschauungen.

Der vom Amerikaner Richard Fosbury erfundene Sprungstil wirkte anfangs seltsam, ja unästhetisch. Mit der Zeit erlernten aber immer mehr Sportler den Fosbury flop, und heute finden wir gerade diesen Sprungstil, der einfacher ist und von den Athleten leichter gemeistert wird, schön und sogar elegant, während der alte sich wie eine Droschke unter den modernen Wagen ausnimmt.

Aber der Flug bringt den Sportlern nicht nur Freude. Der Ringkämpfer schleudert seinen Gegner durch die Luft, der Eishokkeyspieler stürzt plötzlich über die Bande, Rad- und Reitsportler werden aus dem Sattel geworfen. Obwohl ein solcher Flug für sie ein Fiasko bedeutet, lernen sie beim Training richtig „abzusteigen."

Aavo Pikkuus, unser bekannter Radsportler und Weltmeister im Mannschaftsfahren von 1977, weiß folgende Geschichte:

„Bei einer Friedensfahrt jagte ich, einem Rennfahrer hinterher, auf das Ziel zu. Ich war sicher, ihn auf den letzten Metern noch überholen zu können. Auf einmal stürzte er knapp vor mir. Blitzschnell löste ich die Füße aus den Bügeln und machte auch schon einen Salto durch die Luft. Mein Training in der Akrobatik kam mir zugute: Ich landete auf den

Beinen. Mein erster Gedanke galt dem Rad! Doch dieses rollte mir heil und unversehrt entgegen. Ich schwang mich darauf, als ob nichts geschehen wäre, und kam ins Ziel."

Das hört sich fast wie ein Witz an.

Und ist die Ausnahme. Denn die Erdanziehungskraft wird im Sport überwunden, um während dieses Fluges möglichst komplizierte Übungen zu zeigen.

Das läßt uns die Flüge ohne Flügel mit solcher Spannung verfolgen.

Sie halten, was Sie versprechen – bei jeder Arbeit und zu jeder Jahreszeit

RADTRAKTOREN VON 25–300 PS
AUS DEM EXPORTPROGRAMM
VON V/O „TRAKTOROEXPORT“

TRAKTOROEXPORT

T-40 ANS
Leistung – 50 PS
Arbeitsgeschwindigkeit – 1,27–30,82 km/h
spezifischer Brennstoffverbrauch – 187 g/PSh

K-701 leistungsstarker Traktor mit Zusatzgeräten
für große Arbeitsbreiten
Leistung – 300 PS
Arbeitsgeschwindigkeit – 2,89–33,75 km/h
spezifischer Brennstoffverbrauch – 195 g/PSh

TRAKTOROEXPORT

MTS-550/552
Leistung – 60 PS
Arbeitsgeschwindigkeit – 2,05–27,3 km/h
spezifischer Brennstoffverbrauch – 185 g/PSh

JUMS-611
Leistung – 60 PS
Arbeitsgeschwindigkeit – 1,58–24,5 km/h
spezifischer Brennstoffverbrauch – 188 g/PSh

GARANTIERTER KUNDENDIENST EINSCHLIESSLICH ERSATZTEILVERSORGUNG

Exporteur: V/O „TRAKTOROEXPORT" UdSSR 103031 Moskau, Kusnezki Most 21/5,
Telex: 411273, 411274

Aus der Geschichte Rußlands

Jedes Land ist auf seine hervorragenden Staatsmänner stolz, so auch Rußland. In der vorrevolutionären russischen Geschichte hat Peter I. eine besonders tiefe Spur hinterlassen. Er war ein wahrer Erneuerer, ein Mann mit klaren Zielen und unwahrscheinlicher Energie, der dem Staat einen so starken Auftrieb gab, daß dieser in wenigen Jahren einen Jahrhundertweg zurücklegte. Allerdings tat er das auf brutale Art – mit Knüppel und Peitsche.

ALS SICH RUSSLAND VOM FLECK RÜHRTE

Boris KROTKOW

Fotos: Wladimir KIRJUCHIN

Alexej Tolstoi (1882–1945), der ein profunder Kenner jener Zeit war, schilderte in seinem Roman „Peter I." das damalige Rußland:

„Mit verprügeltem Hintern stocherte der Bauer schlecht und recht im verhaßten Acker. Unter der Last unerträglicher Abgaben und Steuern stöhnte in seinem ungeheizten Haus der kleine Mann in der Vorstadt. Der kleine Händler ächzte. Der Kleinadel verarmte auf seiner Klitsche. ... Selbst die Bojaren und große Kaufherren seufzten ... Damit stand es schlecht, sehr schlecht. Mit dem Handel war es schlecht bestellt. Im Lande selbst ließ sich nicht viel absetzen, die Bevölke-

Fortsetzung. Siehe Heft 4, 5, 6, 7, 8/84. – Die Red.

rung war arm wie eine Kirchenmaus. An Ausfuhr war nicht zu denken – man hatte ja keine Schiffe, auch waren die Meere in fremder Hand. Den ganzen Auslandshandel hatten die Fremden an sich gerissen. Bekam man aber zu hören, wie der Handel in anderen Ländern blühte, so hätte man sich vor Ärger den Kopf einrennen mögen. Ach, Rußland, verwunschenes Land, wann wirst du dich endlich vom Fleck rühren?“

Rußland hatte für die jahrhundertelange mongolische Herrschaft, für die Verteidigung der stets unruhigen Grenzen und die Wiedervereinigung der altrussischen Lande, für Dummheit und Überheblichkeit der Bojaren einen teuren Preis zahlen müssen. Mittelalterliches Denken prägte die Wirtschaft, das Leben und die Sitten des Volkes. Nur wenige konnten lesen und schreiben. Es gab so gut wie keine Industrie, wie sie der Westen damals kannte. Die Lage wurde durch die außenpolitische Isolation Rußlands kompliziert. Von den Seewegen nach Europa war

So sah der Künstler Valentin Serow (1865–1911) Peter I.: Im Unterschied zu anderen russischen Zaren, die als betont solide und würdevoll galten, besaß Peter überhaupt kein Sitzfleisch. Der Zweimeterriese schritt gewaltig aus, seine Begleitung konnte kaum mithalten. Am liebsten war er auf den Werften. Und wenn sich eine freie Minute fand, stellte er sich an die Hobelbank – der russische Herrscher zählte zu den besten Schiffszimmerern Europas.

Wassili Surikow (1848–1916) schuf mit „Am Morgen der Strelitzenhinrichtung" eines der bedeutendsten Werke der bildenden Kunst. Die Meuterei von Soldaten und Bojaren des alten, sich selbst überholten Rußland gegen die von Peter I. eingeführten Reformen wurde 1698 endgültig niedergeschlagen. 799 Aufrührer wurden enthauptet. Danach begann Peter I. mit doppelter Kraft die russische absolutistische Herrschaft zu festigen.

Das Verdienst Peter I. bestand darin, daß er ausgehend von den herangereiften Bedürfnissen des Landes, der Entwicklung des Staates neue Impulse zu geben vermochte. Das Volk bezahlte teuer dafür. So kamen Zehntausende beim Bau Petersburgs (hier ein Ausschnitt aus einer Zeichnung Zoltos aus dem 18. Jahrhundert) durch Hunger und Krankheiten um.

Rußland abgeschnitten. Am Schwarzen Meer herrschten die Türken und an der Ostsee die Schweden.

Peter I. (1672–1725) trat ein schweres Erbe an. Ein Neubeginn, eine Umwälzung waren dringend notwendig. Das Land war reif für einen Umschwung.

Was Peter I. auch immer tat, er tat es zum Wohle Rußlands, spannte aber die Kräfte des Landes bis zum äußersten an. Menschenleben bedeuteten ihm wenig. Seine Befehle wußte er notfalls mit brutaler Gewalt durchzusetzen. Lew Tolstoi, der zugab, daß Peter dem russischen Staat gute Dienste geleistet habe, nannte ihn den „größten Bösewicht".

Worin bestand die Bedeutung seiner Reformen? Im Lande schossen Industriebetriebe und Handelsgesellschaften aus dem Boden, die vom Staat subventioniert wurden. Ihren Besitzern wurde für lange Zeit Steuerfreiheit gewährt. Peter wies ihnen Tausende Leibeigene als Arbeiter zu. Um die einheimische Industrie vor ausländischer Konkurrenz zu schützen, verbot man die Einfuhr von Waren, die in Rußland hergestellt wurden.

Die ohnmächtige Bojarenduma, in der sich die Vertreter von Adelsgeschlechtern um die Sitzordnung stritten, wurde durch den Senat als neue oberste Körperschaft abgelöst. Dem Senat gehörten überwiegend Menschen an, die nicht vornehmer Herkunft waren, aber Fähigkeiten besaßen und dem Zaren treu dienten. Statt der etwa 50 Kanzleien, der „Prikase", deren Funktionen sich überschnitten, wurden 12 Kollegien, vergleichbar Fachministerien, gebildet.

Peter I. maß der Entwicklung des Bildungswesens größte Bedeutung bei. Bisher hatte es in Rußland lediglich Kirchenschulen gegeben. Nun wurden weltliche Lehranstalten und verschiedene Bildungsstätten gegründet: die Ingenieurschule, die Navigationsschule und die medizinische Lehranstalt in Moskau, die Marine-Akademie und das naturhistorische Museum in Petersburg. In einem Sondererlaß wurde die Bevölkerung aufgefordert, Altertümer und Kuriositäten dem Museum zu übergeben. Seit 1702 erschien in Rußland die erste Zeitung. Im Jahre 1724 wurde die Akademie der Wissenschaften gegründet. Peter I. erteilte Anweisungen für kartographische und andere wissenschaftliche Expeditionen, die er nach Sibirien, in den Fernen Osten und nach Mittelasien entsandte. Im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts wurden bei Moskau, am Don und im südlichen Westsibirien Kohle, im Wolgagebiet Erdöl, im Ural und in Sibirien Eisenerze und andere Metalle und in Transbaikalien Silber gefunden. Tausende Handwerker wurden im Ausland für gutes Geld angeworben, Hunderte junge Leute (meist russische Adelssprosse) ins Aus-

land geschickt, um sich Wissen anzueignen. Der Zar persönlich examinierte die Heimkehrer, und wehe, wenn einer die Prüfung nicht bestand. Adligen, die weder lesen noch schreiben konnten, wurde auf höchsten Befehl die Ehe verboten.

So umfassend Peters Reformen auch sein mochten, er und seine Mitstreiter tasteten die absolutistische Herrschaft der Zaren und die Leibeigenschaft nicht an. Unter Peter I. verschlechterte sich das Leben des Volkes drastisch. Immer neue Steuern wurden eingeführt: für Badehäuser, für Eichensärge, für das Messerschleifen, für das Tragen eines Bartes . . .

Das Volk sah die Notwendigkeit der Reformen nicht ein. Es lehnte sie ab, nannte den Zaren einen Antichristen und rebellierte. Daß diese Revolten mit eiserner Hand niedergeschlagen wurden, verstand sich von selbst. In dieser Zeit des großen Umschwungs führte Rußland permanent Kriege zur Rückgewinnung seiner Gebiete, die die Nachbarn geraubt hatten.

Von größter Bedeutung für die russische Geschichte war der Krieg gegen Schweden. Ende des 17. Jahrhunderts lehrte dieses kleine Land Dänemark, Preußen und Polen das Fürchten. Zuvor hatten die Schweden, wie sich der Leser vielleicht erinnert, Rußland die Ostseegebiete weggenommen und ihm den Zugang zur Ostsee versperrt. Kein Wunder, daß sich Peter I. der antischwedischen Koalition anschloß. Nach eigenem Geständnis zog er in den Krieg wie ein Blinder, ohne die eigenen Möglichkeiten und die des Gegners annähernd zu kennen.

Die Hauptkräfte Peter I. und des schwedischen Königs Karl XII., der als ein junger Tollkopf und begabter Feldherr galt, trafen 1700 bei der Festung Narwa aufeinander. Um den Oberbefehlshaber des russischen Heeres Herzog de Croij, der in russische Dienste getreten war, durch seine Anwesenheit nicht zu verunsichern, verließ Peter kurz vor der Schlacht das Lager. Der Herzog nutzte das auf eigentümliche Weise: Als erster unter den ausländischen Offizieren, deren es damals in Peters Heer recht viele gab, überreichte er den Schweden zum Zeichen der Kapitulation seinen Degen. Seinen Untergebenen blieb nichts übrig, als seinem Beispiel zu folgen. Die Russen erlitten eine schmähliche Niederlage. Bald darauf wurde in Europa eine Medaille in Umlauf gebracht, die den flüchtenden russischen Zaren ohne Degen und Hut zeigte, wie er seine Tränen wegwischte.

Tatsächlich hatte Peter I. geweint, als er von der Niederlage erfuhr. Aber mit der ihm eigenen Energie stellte er ein reguläres Heer auf. Auf Proteste des Volkes wurde keine Rücksicht genommen: Rekruten wurden mit Gewalt eingezogen, Soldaten unterzog man einem beispiellosen

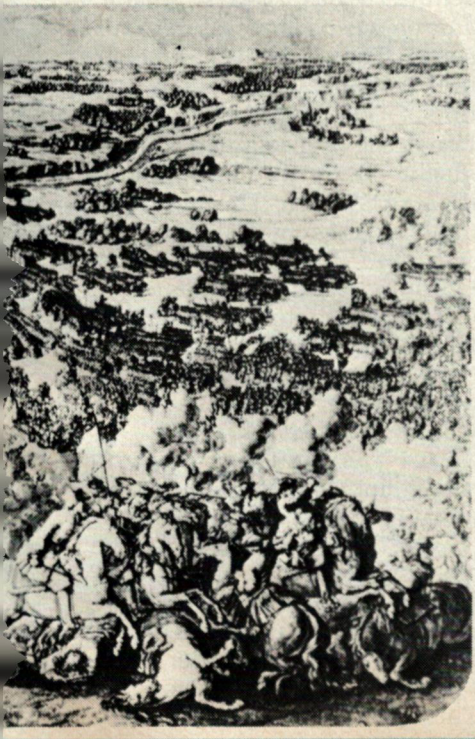
Drill. Den Verbündeten zahlte man pünktlich die versprochenen Gelder, damit sie weiter Krieg führten, und wußte selber nicht, ob es am nächsten Tag noch was zu essen gäbe. Ein Viertel der Kirchen- und Klosterglokken wurde beschlagnahmt, um daraus Kanonen zu gießen. Diese Maßnahme war im Volk besonders unpopulär.

Im Jahre 1702 errangen die Russen einige Siege über die zersplitterten schwedischen Truppen an der Ostsee, säuberten die Newa-Mündung von den Schweden und gründeten dort im Jahre 1703, ohne das Kriegsende abzuwarten, die Stadt Petersburg (heute Leningrad), die bald die russische Hauptstadt wurde und in Europa ihrer Schönheit wegen das nordische Palmyra hieß. 1709 kam es unweit der ukrainischen Festung Poltawa zu der Entscheidungsschlacht.

Zu diesem Zeitpunkt hatte der schwedische König die europäischen Verbündeten Rußlands vernichtend geschlagen. Er drang auf russisches Gebiet vor und marschierte geradewegs nach Moskau. Das Friedensangebot Peters I. schlug er hochmütig

aus. Als er das feindselige Verhalten der Bevölkerung gewahrte, das beim Nahen der Schweden Lebensmittel versteckte, in die Wälder floh und die Schweden im Rücken angriff, beschloß er, seinem Heer eine kurze Rast in der Ukraine zu gönnen, und folgte der Aufforderung des Hetman Mazeppa, der an Peter I. Verrat übte.

„Die Poltawaer Schlacht" – ein Kupferstich aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Peter schrieb ironisch vom Schlachtfeld: „Die unbesiegbaren Schweden haben Fersengeld gegeben". Nach fünf Jahren sollte Rußland am Kap Hanko am Eingang des Finnischen Meerbusens einen großen Sieg errungen haben.



Aber Mazeppa gelang es nicht, Karl XII. zum Sieg zu verhelfen: Das ukrainische Volk folgte nicht dem Hetman und leistete den Eindringlingen heftigen Widerstand. Der schwedische König konnte die reiche Stadt Poltawa nicht einnehmen. Als die Elitetruppen Peters I. den Belagerten zu Hilfe kamen, fand die große Schlacht statt. Im entscheidenden Augenblick, als die Schweden die erste russische Verteidigungslinie durchbrachen, tauchte an der gefährlichsten Stelle die riesige Gestalt des reitenden Zaren auf, der mit Stentorstimme seine Soldaten anfeuerte. Mit gezücktem Degen stürmte er in den Kampf. Sein Dreispitz und sein Sattel waren von Kugeln durchlöchert. Das Kreuz, das er am Halse trug, von einer Kugel geplättet. Das Gleichgewicht wurde wiederhergestellt, und bald neigte sich das Kriegsglück den Russen zu. Die Schweden erlitten eine vernichtende Niederlage. Diesmal ließ der Schwedenkönig seinen Tränen freien Lauf. Mit Mühe entkamen er und Mazeppa mit einer kleinen Reiterschar den russischen Verfolgern. Peter I. ließ keine Medaillen prägen, die das schwedische Selbstgefühl verletzt hätten.

Er feierte ein großes Fest, zu dem er gefangene schwedische Offiziere einlud, bot ihnen Wodka an, dem er selbst wacker zusprach, und brachte Trinksprüche auf sie als seine Lehrmeister

Der Bauernsohn, Michail Lomonossow (1711–1765), hier auf einem Kupferstich aus dem 18. Jahrhundert, wurde der Stolz der Wissenschaft in Rußland. Er war ein universal gebildeter Denker und Forscher. Er stellte als erster umfassend die Bedeutung des theoretischen Denkens für die Praxis dar, verallgemeinerte das Gesetz von der Erhaltung der Masse bei chemischen Reaktionen zum Gesetz von der Erhaltung der Energie, gilt als Begründer der physikalischen Chemie und vertrat ein atomistisches Weltbild. Er leistete Fundamentales zur russischen Grammatik und Literatursprache. Mit 30 Jahren wurde er Akademiemitglied und setzte die Eröffnung einer Universität in Moskau durch, die heute seinen Namen trägt.

aus, die ihm das Kriegshandwerk beigebracht hatten.

Der Krieg zwischen Rußland und Schweden dauerte noch Jahre. Er endete 1721 mit dem Frieden von Nystad. Danach erhielt Rußland seine alten Gebiete an der Ostsee zurück, wo nun die russische Kriegs- und Handelsflotte aufgebaut wurde.

Dank der sozialökonomischen Reformen behauptete Rußland seinen Platz im Konzert der Großmächte. Nun sah es fast so aus, als würde Rußland nichts mehr daran hindern, zeitgleich mit anderen europäischen Ländern den Übergang vom Mittelalter und Feudalismus zum Frühkapitalismus zu vollziehen. Da zog sich Peter I. bei der Rettung ertrinkender Seeleute im Finnischen Meerbusen eine tödliche Erkältung zu. Im Januar 1725 starb er, ohne seinen Nachfolger bestimmt zu haben. Eine schwere Machtkrise erschütterte das Land. In knapp 40 Jahren wechselten auf dem russischen Thron sechs Herrscher – drei Frauen, ein Mann, ein Knabe und ... ein Säugling –, die verfeindete Adelscliquen an die Macht brachten. Wer nun auf dem russischen Thron saß, verdankte das nicht einer durch Gesetz und Tradition geheiligten Ordnung, sondern einer von der Garde angezettelten Palastrevolte. Daß solche Thronrevolten in derart kurzen Zeitabständen dem Staatswesen nicht bekamen, lag wohl auf der Hand.

Eine rückläufige Entwicklung setzte ein. Dies wurde in dem sogenannten „desolaten" Jahrzehnt (1730–1741) besonders deutlich, als zunächst die Herzogin von Kurland und Nichte Peters I., Anna Ioannowna, und nach ihr der Säugling und Sproß der Braunschweiger Dynastie, Ioann, den Thron bestiegen. Unter ihnen re-

gierten Ausländer, für die Rußland eine Melkkuh war, die es nicht nur tüchtig zu melken galt, sondern die man sogar noch häuten wollte.

So trat der Deutsche Biron, Oberhofmeister und Günstling der Zarin Anna Ioannowna gegen riesige Schmiergelder den Engländern das Recht auf zollfreien Seidenhandel mit Persien ab, der über Rußland führte und bisher ein staatliches Monopol gewesen war.

Mitte des 18. Jahrhunderts zeichnete sich eine Wende zum Besseren ab, als Peters Tochter Elisabeth Kaiserin wurde. Sie ließ in der Armee, die die Günstlinge Annas nach deutschem Muster reorganisiert hatten, Peters Militärvorschriften wieder einführen, förderte den einheimischen Handel und die Industrie und machte erneut von Schutzzöllen Gebrauch, die in den 30er Jahren abgeschafft worden waren. Aber auch Elisabeth, die als flammende Patriotin galt, tat einen Schritt, über den man in Rußland nicht wenig staunte. Zum Thronfolger bestimmte sie ihren Neffen, den Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein, der kein Hehl daraus machte, daß ihm alles Russische verhaßt sei.

In jener Zeit brach in Europa der Siebenjährige Krieg aus. Rußland, das sich der Allianz Österreichs, Frankreichs, Spaniens, Sachsens und Schwedens anschloß, entsandte seine Truppen gegen Preußen – und brachte Friedrich II. empfindliche Niederlagen bei. Dieser Preußenkönig, der zu Recht als hervorragender Heerführer galt und überlegene Kräfte der Österreicher, Sachsen und Franzosen besiegt hatte, mußte sich den Russen beugen. Dem Herzog Karl Peter Ulrich war das gewiß nicht recht. Als er unter dem Namen Peter III. den russischen Thron bestieg, schloß er einen für Rußland schmachvollen Frieden mit Preußen und machte viele andere Dummheiten: Er verfügte zum Beispiel, daß sich die russisch-orthodoxen Priester gleich evangelistischen Pfarrern rasierten.

Die Fehler Peters III. nutzte seine Gattin Sophie Auguste Frederike, Prinzessin von Anhalt-Zerbst und Gottorp aus. Diese kluge und gerissene Frau dankte dem Schicksal, daß es sie nach Petersburg verschlagen hatte. Sie freundete sich mit Gardeoffizieren an und ließ sich nach einer Palastrevolte 1762 als russische Kaiserin Katharina II. krönen. Mit ihrer Inthronisation endete jene Zarendynastie, die mit dem Bojarensohn Michail Romanow im Jahre 1613 ihren Anfang genommen hatte. Bis zu ihrem Sturz im Jahre 1917 saß auf dem russischen Thron die Holstein-Gottorp-Linie, die sich als Herrscherhaus Romanow ausgab.

Unter Verwendung von Materialien aus „Der Geschichte Rußlands" von W. O. Kljutschewski und der „Kurzen Geschichte der UdSSR", herausgegeben vom Institut für Geschichte der UdSSR der AdW der UdSSR

DIE SACHE MIT DEM VERBORGENEN BOOT

Anatoli BELOGORSKI

Anfang des 18. Jahrhunderts, unter Peter I., begann sich der russische Schiffbau stürmisch zu entwickeln. Peter I. zeigte für alles Neue und Außergewöhnliche, für kühne, beinahe phantastisch anmutende technische Vorhaben, für alles, was Rußland nützen und zum Ruhme verhelfen konnte, äußerst lebhaftes Interesse. Nachdem er sich 1719 mit dem Entwurf eines Tauchbootes vom Dorfzimmermann Jefim Nikonow bekannt gemacht hatte, befahl er, den talentvollen Meister augenblicklich nach Sankt Petersburg (heute Leningrad – die Red.) zu einer Privataudienz zu holen. Im Ergebnis dieser Unterredung erhielt die Admiralität sogleich Anweisung, das Modell eines außergewöhnlichen Schiffes zu konstruieren, das „auf dem Meer bei ruhigem Seegang, unsichtbar für andere, feindliche Schiffe mit Geschossen vernichten kann".

Viele skeptisch gestimmte Beamte der Admiralität hielten diese Idee Peter I. für eine Grille. Trotzdem mußten sie eine „Akte über den Bau eines Tauchbootes" anlegen. Das Admiralitätskollegium stellte Nikonow auf dem Galeerenhof ein Baugelände zur Verfügung. Dort errichtete er einen Schuppen und ging im Februar 1720 daran, ein Modell seines Unterseeboots zu bauen.

Ein Jahr später war das Modell fertig. Nachdem es im Beisein Peter I. erfolgreich erprobt worden war, machte sich Jefim Nikonow daran, ein großrümpfiges Unterwasser-Kriegsschiff zu bauen. Dafür wurden Bretter aus Eichen- und Kiefernholz, Leder, Sackleinwand, Teer und Eisenbänder verwendet.

Im Herbst 1724 wurde das Schiff vom Stapel gelassen. Nun sollte es auf Herz und Nieren geprüft werden. Aber durch einen unvorhergesehenen Zufall oder vielleicht sogar aus böser Absicht von Mißgünstigen, wurde der Boden des Submariners gleich beim ersten Eintauchen beschädigt. Zar Peter, der bei diesem Tauchversuch zugegen war, begriff sofort, daß den Erfinder an dieser Havarie keine Schuld traf. Dies erklärte er auch allen Anwesenden. Er verlangte, den Schaden zu beheben und das Experiment zu wiederholen. Nikonow machte sich von neuem an die Arbeit. Aber zu weiteren Erprobungen sollte es nicht mehr kommen. Im gleichen Herbst erkrankte Peter I. schwer und starb am 25. Januar 1725.

Noch als der Zar krank daniederlag, hatten die Beamten begonnen, Nikonow zu verfolgen, und nach Peters Tod weigerten sie sich überhaupt, dieses ihrer Meinung nach fragwürdige Unternehmen zu unterstützen. Sofort wurden alle Kredite für den Bau rapide gekürzt. Peters Nachfolger ordneten dann an, das Vorhaben mit dem verborgenen Schiff völlig aufzugeben.

Lange noch stand das Boot im verschlossenen Schuppen herum, bis es gänzlich vermoderte. Der Entwurf des Schiffes ging in den Papieren der Admiralität verloren. Erst ein halbes Jahrhundert später, 1775, trat der Amerikaner David Bushnell mit einem ähnlichen Projekt hervor. Er wird auch als Schöpfer des ersten Unterseebootes angesehen.

Interessant ist, daß die Besatzung nach Nikonows Entwurf nicht nur mit ihrem Schiff ins Meer hinabtauchen, sondern dieses auch unter Wasser verlassen sollte. Zu diesem Zweck hatte er einen Taucheranzug entworfen, der als Vorläufer des heutigen gelten kann. Im Entwurf wurde darauf hingewiesen, daß der Taucher „mit einem ledernen Anzug und mit einem kleinen Faß auf dem Kopf bekleidet sein müsse, in das Sichtscheiben für die Augen einzulassen seien". Die Ritzen und Spalten sollten hermetisch mit Blei abgedichtet werden. Des weiteren war vorgesehen, am Rücken des Tauchers eine beschwerende Last mit Blei oder Sand zu befestigen.

Über das Leben dieses talentierten Autodidakten ist nur sehr wenig bekannt. In den Schriften von Peters Admiralitätskollegium sind nur einzelne spärliche Aufzeichnungen erhalten geblieben. Ein paar Dokumente fanden sich in den Akten der damaligen Hauptverwaltung für Schiffbau. Jefim Nikonow, der mit seinen Ideen seinem Jahrhundert bedeutend vorausgeeilt war, setzte seine Arbeiten noch zehn Jahre lang fort.

Aus der Zeitung
SEWERNY KOMSOMOLEZ
(Archangelsk)

AUS CLOWN NIKULINS SAMMLUNG LUSTIGER GESCHICHTEN

Liebe auf Umwegen

Ein Täuber verabredete sich mit seiner Täuberin für Punkt zwölf auf der Rathausuhr. Um zwölf keine Spur von der Täuberin. Um eins auch noch nicht. Auch um zwei war nichts von ihr zu sehen. Um halb fünf erschien sie dann.

„Warum kommst du so spät?" fragte sie der Täuber. „Du hast doch bis zum Rathaus nur fünf Minuten Flugzeit!"

„Ach, weißt du, Liebling, heute ist das Wetter so herrlich, da bin ich eben zu Fuß gegangen."

O musica!

Es klingelt. Die Hausfrau öffnet die Tür.

„Guten Tag, ich bin der Klavierstimmer. Sie haben doch ein Klavier?"

„Ja, aber wir haben Sie nicht bestellt."

„Sie nicht, aber Ihre Nachbarn."

Ein neugieriger Papagei

In der Offiziersmesse eines Ozeandampfers unterhält einer der Passagiere, ein Zauberkünstler, die Besatzung. Die Seeleute und sogar ein Papagei, der auf einer Stange sitzt, sehen gespannt zu.

Der Zauberkünstler zeigt eine leere Decke, und plötzlich holt er unter ihr ein Aquarium mit Fischen hervor. Alle spenden Beifall. Der Papagei schlägt vor Begeisterung mit den Flügeln.

Der Zauberkünstler deckt das Aquarium wieder mit der Decke zu, dann nimmt er die Decke erneut ab, und das Aquarium ist verschwunden.

In diesem Augenblick gerät der Dampfer auf eine Mine und geht unter.

Auf den Wellen schwimmt lediglich ein Stück vom Mast, und darauf sitzt der Papagei. Aufmerksam schaut er aufs Wasser und sagt: „Jetzt bin ich aber gespannt, was er uns nun noch zeigt!"

IMMER SCHÖN JUNG BLEIBEN!

Humoreske

Oleg LEBEDEW

Aus der Zeitschrift AWRORA

Zeichnungen: Wladimir SWIRIDOW

Die ersten zwanzig Jahre jung zu bleiben, ist kein Problem. Danach beginnen Sie allmählich zu altern. Um diesen unerwünschten Vorgang aufzuhalten, muß man sich für den Anfang fünf bis sechs Jahre mit dem Studium der Wissenschaft befassen. Geistige Anspannung und Erweiterung des Gesichtskreises, die sich außergewöhnlich wohltuend auf den menschlichen Organismus auswirken, nutzten schon die mittelalterlichen Weisen anstelle des Lebenselixiers. Ihr blühendes Alter konservierend, werden Sie dann für alle zum jungen Spezialisten. Auf diese Weise können Sie ihre Jugend mindestens noch einmal um fünf Jahre verlängern. Falls Sie aber keine entschlossenen Schritte tun, riskieren Sie, auf dem einmal gewählten Betätigungsfeld zu altern. Deshalb sollten Sie jetzt zur wissenschaftlichen Arbeit übergehen. Nur denken Sie daran, daß man sich in der Wissenschaft nur bis zum 35. Lebensjahr Hoffnungen machen kann. Danach noch auf eine Erleuchtung zu hoffen, die Ihre Kollegen von Ihnen erwarten, wird schwer werden: dann ist es höchste Zeit zur Lehrtätigkeit überzugehen, weil Sie in der Umgebung junger und außergewöhnlich energischer Studenten sich unwillkürlich verjüngen. Zudem hören Sie noch einen neuen, wohlklin-

genden Titel – junger Professor.

Nach dem 45. Lebensjahr befassen Sie sich am besten mit Malerei oder Musik. Jetzt kann man Sie nicht anders denn als jungen Künstler oder Komponisten vorstellen.

Mit 60 gehen Sie dann in Rente und beschäftigen sich endlich mit dem Sport, und die schon bejahrten Rentner beneiden Sie um Ihre Erfolge im Stadion: „Was ist er doch für ein jugendlicher Rentner."

Mit siebzig kümmern Sie sich um die Aufnahme in den Chor der Hundertjährigen. Man wird ihnen hintenrum zu verstehen geben, daß Sie viel zu jung seien, und Ihnen vorschlagen, sich nach dreißig Jahren noch einmal vorzustellen. Denken Sie nur: ganze 30 Jugendjahre liegen noch vor Ihnen!

Mit hundert Jahren, so sagen die Gerontologen, kommen bei den Alten noch einmal die Milchzähne durch. Aber das reicht natürlich nicht aus, um als jung zu gelten. Nach hundert Jahren ist auch ein so zuverlässiges Mittel gegen das Altern wie eine Hochzeit nicht ausgeschlossen. Und dann werden die am Hochzeitstisch versammelten Gäste die Gläser heben und anstoßen: „Auf die Gesundheit der jungen Eheleute!"

Im Familienleben kommen nicht nur heitere Tage, sondern auch Stürme vor. Und doch lohnt es nicht, einen Konflikt auf die Spitze zu treiben. Versuchen Sie, einander zu verstehen und sich entgegenzukommen.

TREIBEN SIE ES NICHT AUF DIE SPITZE!

Der Psychiater Juri ALEXANDROWSKI beantwortet Fragen von Tatjana SCHOCHINA, Korrespondentin der Moskauer Zeitung MOSKOWSKI KOMSOMOLEZ

Jährlich werden bei uns etwa drei Millionen Eheschließungen registriert und jährlich auch etwa 900–950 000 Scheidungen. Aber die, die den Ehebund schlossen, glaubten doch sicherlich den idealen Lebensgefährten gefunden zu haben, geistesverwandt, mit denselben Regungen von Gefühl, Herz und Verstand. Was störte ihr Glück?

Es liegt in der Besonderheit meines Berufes, daß ich mit den bei weitem nicht angenehmsten Seiten des Lebens konfrontiert werde: Familiendramen, unerfülltes persönliches Glück, Scheidungen. Als Arzt sehe ich die Folgen dieser, um mit der Medizin zu sprechen, psychotraumatischen Situation. Aber in der Regel erwächst sie nicht aus Lebensschwierigkeiten. Am meisten geraten überhöhte Vorstellungen vom idealen Ehepartner und das Unvermögen, die kleinste Abweichung von diesem Ideal zu ertragen, in Konflikt.

Bei uns in der Klinik liegt eine liebe intelligente Frau: Sie hatte einen Nervenzusammenbruch nach der Scheidung von ihrem Mann. Fragt man sie, was in ihrem Leben nicht so lief, kann sie sich an nichts Bestimmtes erinnern, außer daran, daß er die Sachen durcheinanderwarf. Ihr ehemaliger Mann, auch ein liebenswürdiger junger Mensch, antwortet dasselbe. Bleibt der Schluß, daß gute Menschen deshalb auseinandergehen, weil der eine die Sachen durcheinanderbringt und der andere das nicht ertragen kann. Lächerlich? Widersinnig? Zu dem Konflikt kam es im Grunde wegen einer Kleinigkeit. Aber gerade die Kleinigkeiten sind aus dem Leben, insbesondere dem Familienleben nicht auszuschließen, sowenig wie kleine Meinungsverschiedenheiten, Zwistigkeiten und Unstimmigkeiten. Man muß ihnen die entsprechende Bedeutung beimessen. Es kommt ziemlich häufig

vor, daß junge Eheleute sich wegen ausgedachter, phantastischer Verdächtigungen streiten, übereilte Beschlüsse fassen und fürchten, einander entgegenzukommen.

Man muß geduldiger sein, lernen, einander zu verzeihen, die wirkliche und die eingebildete Schuld auseinanderzuhalten.

Heißt das, daß man gegenseitig keine Ansprüche stellen soll?

Die Ansprüche muß man differenzieren. Dem Mann seine, der Frau ihre.

Was zeichnete immer einen Mann aus? Mut, Kühnheit, Initiative, Kraft, und erinnern wir uns vor allem unserer Vorfahren, rohe Gewalt. Aber heute kommt zu dem Begriff der Kraft, die für den Mann von Anfang bestimmend war, immer mehr der Begriff von Wissen und natürlich von Willenskräften, die für die Verwirklichung dieser neuen Kraft des modernen Mannes notwendig sind. Wenn Sie so wollen, hat er es jetzt schwerer als in vergangenen Jahrhunderten. Wie früher muß er der Ernährer, der Verteidiger des heimischen Herdes sein. Und praktisch jeder Mann versteht seine Rolle auch so, aber nicht immer kommt er mit ihr zurecht. Nicht allen, nicht immer und nicht sofort reichen Zielstrebigkeit, Kraft, Willen und Wissen.

Die Frau, die jetzt gezwungen ist, sich mit reiner Männerarbeit zu befassen und mit reinen Männerschwierigkeiten klarzukommen, wird mit dieser neuen Situation erfolgreicher fertig. Der Mann ist seiner Natur nach weniger flexibel, mehr verwundbar. Manchmal wird diese Verwundbarkeit, die Unmöglichkeit, seine Verteidigungsfunktion vollwertig zu erfüllen, chronisch. Der Mann braucht Hilfe, moralische Unterstützung, aber stattdessen hört er von der Frau endlose Vorwürfe.

In Vorwürfe, den Versuch, an der empfindlichsten Stelle zu treffen, darin schlagen manchmal zu hohe Ansprüche der Partnerinnen um. Fordern muß die Frau vom Mann etwas anderes und nicht nur einfach fordern, sondern das Familienleben so einrichten, daß der Mann für jede seiner Handlungen verantwortlich ist, damit sich seine männlichen Eigenschaften herausbilden können – Entschlossenheit, Kühnheit, Mut zum Risiko.

Männer sind nach meiner Beobachtung im Familienalltag weniger anspruchsvoll. Vielleicht ist das sogar gut so. Aber in diesem Fall muß sich die Frau ihrer Rolle als Beschützerin des Herdes, Hausherrin bewußt werden. Von ihr hängt ab, was für ein Heim das wird, und ob der Mann jeden Tag dorthin zurückkehren möchte.

Folgt daraus, daß auf den Frauenschultern heute in der Familie eine größere Last liegt? Für die Gemütlichkeit, die Wärme, die Kinder? Ist das nicht zuviel?

Foto: Pawel KASSIN

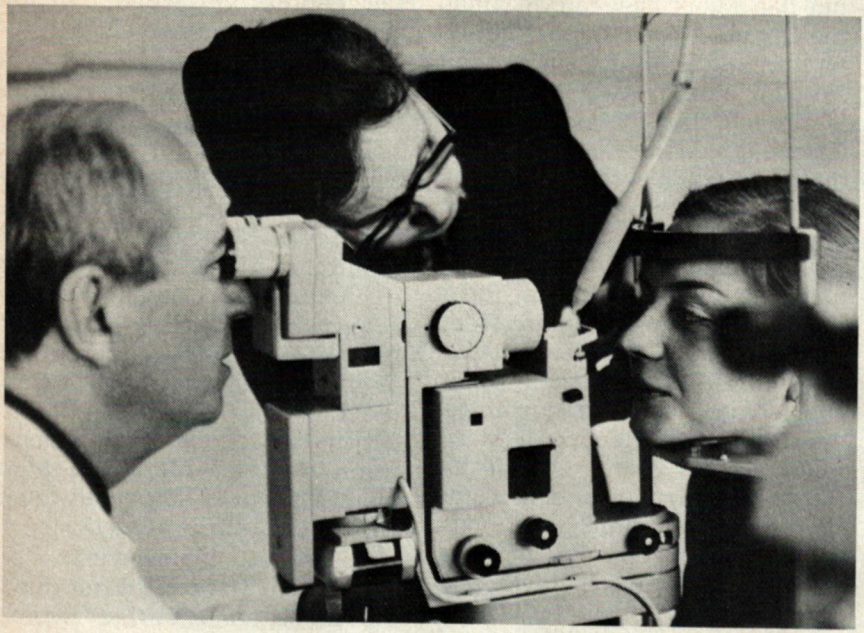
Die Natur selbst hat der Frau mehr als dem Mann ein Gefühl der Sorge um die Familie, den Alltag, die Kinder und natürlich um den Mann gegeben. Nehmen Sie ihr einen Teil dieser Sorgen ab und auf sich, und sofort fühlt sie sich irgendwie benachteiligt. Wenn ich mir meine Patienten anschaue, dann stelle ich fest, daß Unglück in persönlicher Hinsicht gerade die Frau schmerzt. Es ist schwer vorauszusagen, was mit der Menschheit morgen wird, aber seit alters zeigte und zeigt die Frau das größte Interesse an der Familie. Selbst in unserer Zeit, da die Frau entschlossener, stärker und widerstandsfähiger wurde. Nicht selten verdient sie mehr als der Mann, so daß sie durchaus selbständig eine Familie unterhalten kann.

Unlängst erzählte man mir eine interessante Geschichte. Bei einem meiner Bekannten tauchte im Hof ein „stillender" Vater auf. Die Sympathien der Groß- und jungen Mütter hatte er im Nu. Seine sieben Monate alte Tochter im Kinderwagen schaukelnd, gab er gern Tips für Kinderkaloriennahrung, zum Speisefahrplan, zur Verhütung von Kinderkrankheiten und einem Haufen anderer nützlicher Dinge, die nur ein Mann so eingängig erklären kann. Dabei war er zurückhaltend, erzählte aber bereitwillig, daß er und seine Frau im Familienrat so entschieden hatten: statt einen Teil seines Einkommens für eine Kindertante aus dem Büro für gute Dienste auszugeben, wäre es viel vorteilhafter, wenn er selbst mit dem Kind zuhause säße. So wurde er zum Stillvater, sie aber zur Ernährerin der Familie mit einem zweimal höheren Einkommen als er.

Nein, in dieser Geschichte kann man niemanden verurteilen. Aber traurig wird einem doch. Also muß etwas passiert sein? Eine Folge der Emanzipation? Die bedrohliche Feminisierung? Vielleicht. Ich bin ein altmodischer Mensch, es befremdet mich nur, wenn ich sehe, wie eine Frau beharrlich reine Frauensorgen auf den Mann überträgt. Zudem beschneidet sie ihm die für die Erfüllung seiner Männeraufgaben notwendige Zeit. Irgendwann muß ihr die Frage kommen: Ist dieser Mann etwa ein Beschützer, ein Ernährer?

Das Familienglück wird in bedeutendem Maße nicht nur durch die Liebe, gegenseitige Sympathie, die Nähe der Ansichten, sondern durch gemeinsame Arbeit gefestigt. Das Bindeglied können nicht nur allein die Kinder sein. Ein Bindeglied ist eben auch die Arbeit, wenn sie von Mann oder Frau nicht als persönliche Sache jedes einzelnen, sondern als Familiengut angesehen wird. Und wenn die Ziele einer Familie wirkliche Ziele sind, dann wird ihre Beständigkeit und Zuverlässigkeit hundertmal größer sein, verflüchtigt sich der alterseigene Infantilismus und sehen alle Unannehmlichkeiten auf einmal ganz anders aus.

WAS EIN DOKTOR ALLES SIEHT



Fotos: Eduard ETTINGER

Sie kommen in die Sprechstunde eines Arztes. Um die Diagnose zu stellen, wird er Sie zuerst ins Labor schicken, zum Röntgen, zum EKG ... Professor Welchower macht das anders. Er mustert aufmerksam Ihr Gesicht, wirft einen Blick auf die Hände, schaut Ihnen mit Hilfe eines Gerätes in die Augen. Nach fünf, sechs Minuten ist die erste Diagnose gestellt.

Was ist das – Scharlatanerie oder Wissenschaft, die Tausende

Geheimnisse unseres Organismus aufdecken kann? Der Neuropathologe Professor Jewgeni Welchower, Leiter der Abteilung für klinische Forschungen des wissenschaftlichen Laboratoriums der medizinischen Fakultät der Universität der Völkerfreundschaft, ist einer von denen, die diese Geheimnisse enträtseln. Seine über 140 Arbeiten sind in Medizinerkreisen vieler Länder bekannt. Eine umfassende Sicht der Wechselbeziehungen in der Natur und im Menschen führte den Wissenschaftler zu originellen, bisweilen unerwarteten Heilmethoden.

Mit Professor WELCHOWER sprach Jelena IWANOWA, Korrespondentin der Presseagentur Nowosti.

DIE AUGEN: EIN NATÜRLICHES LICHTFILTER

Mit der Irisdiagnostik befassen Sie sich schon viele Jahre. Zu welchen grundlegenden Schlußfolgerungen sind Sie gekommen?

J. WELCHOWER: Alle Organe des Körpers haben ihre bestimmte Zone in der Regenbogenhaut des Auges. Wenn ein Organ erkrankt, gelangt über eine Kette von Nervenimpulsen ein Signal dorthin. Es kommt zur Bildung heller Pigmentflecken. Durch diese Aufhellung tritt bedeutend mehr Licht als gewöhnlich ein. Wenn die Krankheit in ein chronisches Stadium übergeht, verdunkeln sich die Pigmentpunkte – jetzt wird weniger Licht gebraucht. So zeugen die Unterschiede in der Farbe der Flecken von verschiedenen Entzündungsstadien in diesem oder jenem Organ.

Das Auge ist ein eigentümliches „Fenster" unseres Körpers. Wir sehen nicht einfach Licht und Farbe. Sie gelangen über die Augen in unseren Organismus. Jeder Mensch braucht eine bestimmte Menge Licht, zuviel Licht ist mitunter schädlich. Die Natur paßte den Menschen an verschiedene Licht-Bedingungen an. Die Lichtmenge hat Einfluß auf die Gesichtsform.

Vor zuviel Licht schützen uns Wimpern und Augenlider. Aber ein geschwächter Organismus fürchtet nicht nur die überschüssige, sondern auch die notwendige Lichtmenge.

Als Hauptregulator für das Licht dient die Pupille. Diese Öffnung in der Regenbogenhaut des Auges funktioniert ständig wie ein erstklassiger Automat, reagiert auf die kleinsten Veränderungen in der Umgebung.

Und die Farbe der Augen? Hat sie auch irgendeine Bedeutung?

J. WELCHOWER: Zweifellos. Sie ist ein eigentümliches Lichtfilter. Sie läßt nur die Lichtmenge durch, die dieser oder jener Organismus braucht. Unter sonst gleichen Bedingungen wird zum Beispiel bei blauäugigen Menschen die Absorption des Lichtes durch die Regenbogenhaut intensiver sein als bei braunäugigen. Die Augenfarbe ist also folglich

Nach aufmerksamer Untersuchung der verwinkelten Handlinien und -furchen des Kranken stellt der Arzt die Diagnose. Für ihn liegen sozusagen alle Krankheiten auf der Hand.

nicht so sehr eine ästhetische, sondern eine physiologische Kategorie. Und wenn man von diesem Standpunkt ausgeht, kann man viele medizinische und biologische Probleme auf neue Art betrachten. Vor allem betrifft das die Akklimatisierung. Die Übersiedlung eines Menschen mit heller Augenfarbe aus dem ihm gewohnten Norden in den Süden kann unter Umständen erhöhte Nervosität, Krämpfe oder hypertonische Krisen hervorrufen. Und die Ortsveränderung eines dunkeläugigen Menschen von Süden nach dem Norden zieht im Gegenteil Erscheinungen von Schwäche, Trägheit und depressiver Stimmung nach sich. Zum Glück verkraftet die Mehrheit der gesunden Menschen derartige Reaktionen ohne weiteres.

Kürzlich untersuchten wir 640 Einwohner Moskaus auf ihre Lichtempfindlichkeit. Es wurde festgestellt, daß die Hornhaut Blauäugiger dreimal empfindli-

cher ist als die Braunäugiger und viermal empfindlicher als die Schwarzäugiger. Aus dieser Größe kann man auch auf die Empfindlichkeit des Gesamtorganismus schließen. Einige Wissenschaftler sind zum Beispiel der Meinung, daß zur Erreichung einer bestimmten Wirkung für dunkeläugige Patienten die Medikamentendosis größer sein muß als bei Menschen mit hellen Augen.

WESHALB HABEN WIR MUTTERMALE?

Von Wissenschaftlern wurde festgestellt, daß bei Erkrankung der inneren Organe auch die Haut kein „unbeteiligter Beobachter" bleibt. Auch sie signalisiert im Organismus auftretende Störungen. Wie geht das vor sich?

J. WELCHOWER: Zehn Funktionen der Haut sind entdeckt und untersucht worden. Eine davon ist der Lichtschutz. Pigmentflecke – Sommersprossen, Muttermale, Greisenflecke – sind bisher noch ungenügend erforscht. Doch das, was bereits bekannt ist, erlaubt zu schlußfolgern, daß sie eine Art „Geleitbrief" der inneren Organe sind. Jeder Hautabschnitt besitzt einen entsprechenden Partner in den inneren Organen. Zum Beispiel entspricht die Haut des Gesichts den oberen Abschnitten des Hirnstamms, die Halsabschnitte des Rückenmarks werden auf die Haut des Nackens und der Hände „projiziert" . . .

Zielgerichtete Massage bestimmter Körperabschnitte hilft den Schmerz in einzelnen Organen zu nehmen. Viele akute und chronische Erkrankungen lassen sich mit der Metalltherapie heilen.

Sommersprossen treten in der Regel bei Menschen mit heller Gesichtsfarbe und hellblonden Haaren auf, die schlecht vor übermäßiger Lichteinstrahlung geschützt sind. Am häufigsten entstehen Sommersprossen auf Gesicht und Händen. Sie begrenzen die Lichtmenge, die die wichtigsten Teile unseres Organismus – das Gehirn und das Rückenmark – reizen kann. Die Haut setzt sich buchstäblich eine Sonnenbrille auf.

Etwa in der gleichen Art kann man die Greisenflecken sehen. Mit wachsendem Alter bedecken diese Pigmentstellen immer neue Abschnitte der Haut. Es gibt Gründe anzunehmen, daß die Greisenflecken ein eigentümlicher Zähler von Störungen im Organismus sind. Die Mehrzahl der Mediziner schenkt jedoch der Anordnung der Pigmentstellen keine Aufmerksamkeit, weil sie der Meinung sind, daß ihr Auftreten wenig Bedeutung besitzt. Doch in der Natur ist alles miteinander verknüpft. So wie die Biologen nach Malen und Ringen am Baumstumpf die Eigenschaften des Baumes beurteilen, das Leben des Waldes insgesamt, so sollten auch die Ärzte, wenn sie den Menschen untersuchen, die Information über die Pigmentveränderungen der Haut ausnutzen. Das betrifft auch die Muttermale. Hinter jedem von ihnen vebirgt sich die Schädigung irgendeines inneren Organs. Erschrecken Sie nicht vor dem Wort „Schädigung". Das bedeutet überhaupt nicht, daß Leute mit Muttermalen – und sie sind in der Mehrheit – krank sein müssen. Die Organe, die einer besonderen Aufmerksamkeit bedürfen, senden lediglich „Signale" in Form von Muttermalen aus.

ZEICHNUNG AUF DER HAUT

Früher lasen die Leute das Schicksal aus der Hand ...

J. WELCHOWER: Mit der Untersuchung der Zeichnung der Handlinien befassen sich die Menschen einige Jahrtausende. Lange vor unserer Zeit tauchte das Aus-der-Hand-Lesen auf. Die heutige Wissenschaft lehnt es ab, aber das mindert nicht die Bedeutung der Handlinien zur Erkennung einiger pathologischer Anzeichen des Organismus.

In den 30er Jahren hat die Dermatoglyphie – die Wissenschaft von den Zeichnungen auf Fingern und Handflächen – begonnen, sich mit diesen Fragen zu befassen. Es sind 36 Merkmale beschrieben worden, aus denen man komplex bestimmte angeborene Krankheiten diagnostizieren kann. Aus der Handfläche „liest" man die Downsche Krankheit (Mongolismus), einige Formen von Schizophrenie, Abschilferung der Aorta und andere Krankheiten.

Die Fußsohlen sind auch Objekt Ihrer Untersuchungen?

J. WELCHOWER: Die komplizierten Muster in der Haut der Fußsohle sind ungewöhnlich informativ. An der Fußoberfläche zum Beispiel verläuft ein Nieren-

kanal, und im Zentrum liegt ein Punkt, der seit langer Zeit von den Akupunkteuren zur Behandlung von Herzklopfen, Gelbsucht und Schlaflosigkeit benutzt wird. Die Massage der Beine ist bei vielen Erkrankungen wirksam. Um Herzschmerzen zu beseitigen, muß man den vierten und fünften Zeh des linken Fußes massieren. Bei starkem Schnupfen hilft eine allgemeine Massage der Fußsohlen an beiden Füßen. Im allgemeinen ist die Massage der Fußsohlen für alles gut, und wenn es nur einmal am Tag ist, nach der Morgengymnastik.

Diese und viele andere Massagen kann man selbst ausführen. So kann man zum Beispiel durch energisches Reiben beider Hände zwischen Daumen und Zeigefinger verschiedene Arten von Kopfschmerzen beseitigen. Bei Schmerzen in der Stirn muß das Zahnfleisch an den Wurzeln der Vorderzähne massieren, bei Schmerzen im Nacken den gewölbten Teil eines Löffels auf den Übergang von weichem zu hartem Gaumen aufdrücken. Wenn man sich einige Male am Tag drei- bis vier Minuten lang auf die Zunge beißt, kann man Anfälle von Bronchialasthma beseitigen.

Es lohnt sich auch für die Ärzte, gewisse Geheimnisse der Massage zu kennen. Wir haben zum Beispiel einige empfindliche Stellen, die man zu Recht Punkte der „schnellen Hilfe" nennen kann. Sie liegen auf der Mittelinie des Gesichts im Bereich der Nase, der Lippen und des Kinns. Energisches Drücken auf diese Punkte hat starken Einfluß: ein sich im Koma befindlicher Kranker öffnet die Augen, reagiert auf Schmerz, antwortet auf Fragen, kommt zu Bewußtsein.

ES HEILT ... DAS KUPFER

Sowohl bei der Diagnose als auch bei der Therapie wenden Sie häufig gleichzeitig die verschiedensten Methoden und Mittel an. Zum Beispiel benutzen Sie Hungern, Diät, Akupunktur, Heilkräuter. Seit acht Jahren untersuchen Sie die Metall-Therapie. Worum geht es dabei?

J. WELCHOWER: Wenn ein Kranker in die Klinik kommt, befestige ich auf Rücken und Brust mit Heftpflaster öfter Plättchen aus verschiedenen Metallen. Am nächsten Tag ist zu sehen, daß sich ein Teil von ihnen direkt am Körper „festgesaugt" hat. An diesen Metallen leidet der Organismus Mangel. So versorgen sie die kranken Organe ...

Wir untersuchen die Wirkung von Metallplättchen aus Zink, Messing, Silber, Magnesium, Chrom, Nickel, Eisen, Aluminium, Zinn und Blei. Aber da bei der Mehrheit der Menschen vor allem die Kupfer-Balance gestört ist, ist Kupfer das Hauptobjekt unserer Forschungen. Kupfer heilt Radikulitis, Polyarthritis, Cholezystitis, Pankreatitis, Magengeschwüre. Kupfer besitzt auch entzündungshemmende Wirkungen und erhöht die Wider-

standsfähigkeit des Organismus gegenüber einigen Infektionen. Es genügt zu sagen, daß bei Versuchen Typhusbakterien auf Kupfer nach 18 Stunden, auf Gold aber erst nach 67 Tagen zugrunde gegangen sind.

Könnten Sie vielleicht Lebensmittel nennen, die Kupfer enthalten?

J. WELCHOWER: Zu ihnen gehören Rindsleber, Erbsen, Aprikosen, Hafer, Gerste, Rüben, Weizen, Buchweizengraupen, grüne Bohnen.

Nach alldem zu urteilen, kann man bei richtiger Ernährungsweise und Kenntnis all dieser kleinen Geheimnisse leben, ohne krank zu werden und ohne Arzneien zu brauchen?

J. WELCHOWER: Theoretisch ja. Das muß man anstreben. Aber wer von uns achtet praktisch derart sorgfältig auf seine Gesundheit? Das sind wenige. Deshalb werden die Leute krank und kommen zum Arzt. Die Ärzte ihrerseits sollten vorsichtig mit Verordnungen sein, insbesondere, wenn es um die Einnahme chemischer Präparate geht. Ihr Mißbrauch ist die Plage unseres Jahrhunderts, wenngleich die modernen Arzneimittel eine große Errungenschaft der Wissenschaft sind. Aber man muß sie in kleinen Dosen anwenden. Letztendlich ist nicht die Heilmethode wichtig, sondern das Ergebnis. Ich versuche in meiner Praxis, die Erfahrungen unserer Vorfahren und die Mittel der Volksmedizin mit den Leistungen der jüngsten Zeit zu verbinden.

UMNEBELTE DISPATCHER

Die Arbeit der Fluglotsen ist außerordentlich verantwortungsvoll und fordert höchste Anspannung. Fluglotsen können sich keinen Augenblick Ablenkung erlauben. Die gesamte Schicht über arbeitet ihr Gehirn auf Hochtouren.

Fachleute kamen auf die Idee, mit verschiedenen Kräutern angereicherte Luft in einer der Fluglotsenstationen von Aeroflot zu verbreiten. Einmal in der Schicht versprühte ein besonderer Apparat in der natürlichen Konzentration von 1 mg/m³ Phytonziden von Lavendel, Pfefferminze und Anis, deren ätherische Öle wegen ihres angenehmen und erfrischenden Geruchs gepriesen werden.

Auf die Fluglotsen wirkte sich das jedenfalls wohltuend aus. Schon nach zehn Tagen hatte sich der Tonus der Hirngefäße gesenkt, und nach zwanzig Tagen wies selbst in den Spitzenzeiten der Blutandrang ins Gehirn keine nennenswerten Abweichungen von der Norm auf.

Aus der Zeitschrift
KOSMITSCHESKAJA BIOLOGIJA I AWIAKOSMITSCHESKAJA MEDIZINA

Enzyklopädie der Heilpflanzen

Gegenwärtig werden zahlreiche äußerst wirksame Heilmittel synthetisch gewonnen. Und trotzdem nutzt man in der medizinischen Praxis bis heute Heilkräuter.

ALOE WIRKT MANCHMAL WUNDER

Aus der Zeitschrift SELSKAJA MOLODJOSH

Zeichnung: Wladimir BAI

Als sich Alexander der Große auf den Feldzug nach Indien machte, erhielt er von seinem Lehrer, dem bekannten Philosophen Aristoteles, einige gute Ratschläge mit auf den Weg, darunter den, einen Abstecher zur Insel Sokotra im Indischen Ozean zu machen. An sich war diese für den Heerführer ohne Interesse, aber dort wuchs eine wertvolle Pflanze, die den Überlieferungen zufolge ein Lebenselixier enthielt, das Kräfte und Frische zurückbringen und selbst Wunden heilen sollte. Die Insel mit den Vorräten der für das Kriegerleben so notwendigen heilkräftigen Arznei wurde erobert. Als das Heilwunder erwies sich die uns heute gut bekannte Aloe.

In der Wissenschaft ist die Aloe als baumartige Aloe bekannt. Und das nicht zufällig. In ihrer Heimat, in der südafrikanischen Wüste Karru, erreicht die Pflanze 10 Meter Höhe. Von ihren heilsamen Eigenschaften wußten schon unsere Urahnen. Zum Beispiel schrieb der altrömische Weise und Heilkundige Dioscorides in seiner Arbeit „Medizin“: „Diese Pflanze trocknet Wunden aus, hilft bei Schlaflosigkeit, hält den Haarausfall auf und reinigt den Magen.“

Die anspruchslose Aloe galt von jeher als Symbol für Geduld und Widerstandsfähigkeit, was sich vom arabischen *Sabr* – Geduld herleitete. Offensichtlich kam von dort auch die Bezeichnung für den eingedickten Aloesaft – Sabur.

Im Verlaufe vieler Jahrhunderte verbreitete sich die Aloe vom afrikanischen Kontinent aus weltweit. Man züchtet sie in Gärten, Parks, Plantagen und zuhause. Und je weiter die Pflanze nach Norden gelangte, um so kleiner wurde sie, schrumpfte sie auf die Größe einer Zimmerpflanze.

Heilkraft verleihen ihr die in ihr enthaltenen Enzyme, Vitamine sowie Krankheitserreger abtötende Stoffe.

Heute dient Aloesaft als Ausgangsstoff für Präparate zur Behandlung einiger Augenkrankheiten, von Bronchialasthma, chronischer Gastritis, Geschwüren des Magens und des Zwölffingerdarms.

Genaue Angaben darüber, wann und wie diese Pflanze nach Rußland gekommen ist, sind nicht überliefert, doch in der russischen Volksmedizin wird sie schon seit langem und vielfältig genutzt. So bereitete man zur Behandlung von Tuberkulose eine Arznei aus einem Gemisch zerkleinerter Aloeblätter, Honig und Fett zu. Die Mediziner der Gegenwart überprüften das Mittel und fanden, daß es nicht ganz so wirksam ist wie die im 20. Jahrhundert entwickelten Präparate gegen Tuberkulose.

Noch heute bevorzugt manches Mütterchen gegen Kräfteverfall oder bei Kopfschmerzen anstelle von Tabletten den Saft der „Hundertjährigen". Bei Bronchitis oder Dauerhusten mixte man

heiße Milch mit bitterem Heilsaft, Honig und Schweine- bzw. Gänseschmalz sowie Butter. Einige Rezepte und Regeln unserer Großmütter sind bis heute erhalten geblieben.

Aloe als Appetitsanreger – *Vor dem Essen nehme man zwei- bis dreimal täglich 1 Teelöffel Aloesaft.*

Aloe als ***Verdauungsförderer.*** *Dafür 50 Gramm Blätter zerkleinern (den Rand mit den Stacheln abschneiden), mit 100 Gramm erhitztem, aber nicht zum Kochen gebrachtem Naturhonig übergießen. Das Gemisch 24 Stunden ziehen lassen, danach erhitzen, durchsieben und jeweils morgens eine Stunde vor dem Essen anderthalb Teelöffel voll einnehmen.*

Bei verschiedenen Arten von Blutungen und in der Schwangerschaft darf aber kein Aloesaft getrunken werden.

Es kommt vor, daß man sich mal am Finger verletzt oder verbrennt. Wenn Aloe im Hause ist, gibt's fürs erste keine bessere Medizin. Man nimmt ein Blatt von der Pflanze, wäscht es, schneidet das Fruchtfleisch frei und legt es einige Zeit auf die Wunde.

Gute Dienste kann die Pflanze auch bei Schnupfen und Bindehautentzündung des Auges leisten. Man verdünnt frischen Aloesaft mit abgekühltem abgekochtem Wasser im Verhältnis 1:10, und die Tropfen sind fertig.

Diese Lösung wendet man auch zum Gurgeln bei Entzündungen der Mundhöhle und für Kompressen bei Hautreizungen.

Am wirksamsten erweist sich die sogenannte biostimulierende Variante von Aloe. Dazu werden frisch gepflückte Blätter eine Woche lang im Dunklen bei Temperaturen von +4 bis +8 Grad Celsius aufbewahrt.

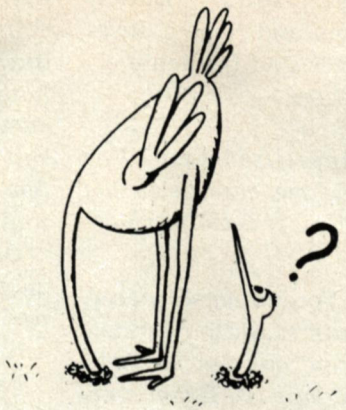
In den solcherart aufbewahrten Pflanzen werden biologische Substanzen aktiviert, die Heilwirkung verstärkt sich.

Da Aloesaft an sich ein kräftiger Stimulator ist, erhöht er die Widerstandsfähigkeit des Menschen gegenüber Infektionen und verbessert die Stoffwechselprozesse im menschlichen Organismus.

HALB IM ERNST, HALB IM SPASS

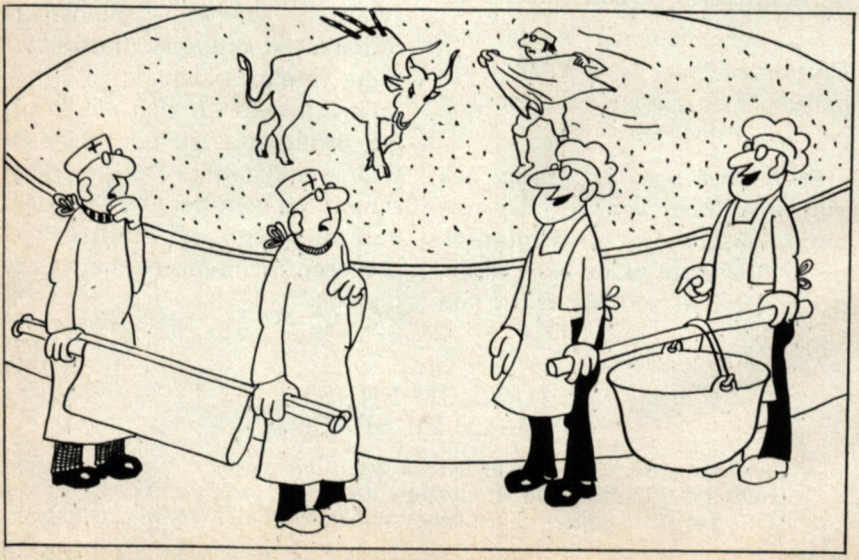
Je weniger man weiß, desto besser läßt sich raten.
Sturheit ist dasselbe wie Ausdauer, nur ohne jeden Sinn.
Unstillbare Habsucht – wenn einer selbst von zwei Übeln das größere wählt.

Aus der Zeitung MOSKOWSKI KOMSOMOLEZ



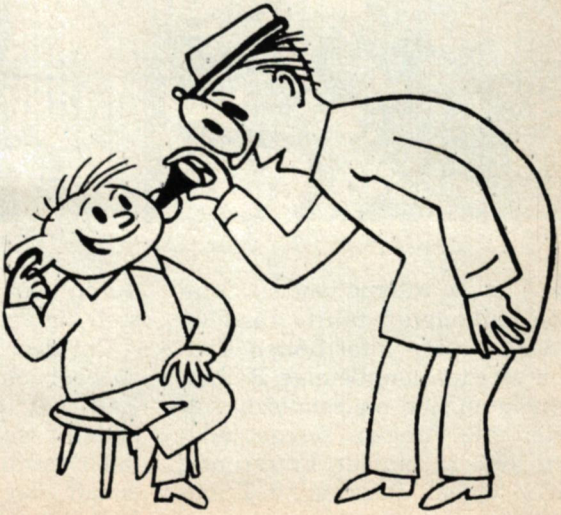
Zeichnung: W. WLADOW
Aus der Zeitschrift KROKODIL

Zeichnung: I. PETROW
Aus der Zeitschrift SMENA



Zeichnung: W. ROSANZEW
Aus der Zeitung SOWJETSKI SPORT

Zeichnung: A. ALJOSCHITSCHEW
Aus der Zeitung TRUD



Ist jetzt besser zu sehen?"
Zeichnung: W. WLADOW
Aus der Zeitung WETSCHERNJAJA MOSKWA

DEN VÖGELN ABGELAUSCHT

Natalia LEWITINA
Aus der Zeitschrift MOLODOI KOMMUNIST
Fotos: Michail STEINBACH

Auf einem internationalen Ornithologenkongreß führte man einen Film vor: unter hohen Bäumen stelzten langbeinige Reiher, verneigten sich majestätisch, fütterten die Jungen, flogen langsam auf. In einiger Entfernung davon eigens aufgestellte Tribünen, von denen aus Schaulustige durch Ferngläser die Vogelvorstellung verfolgten.

Um das Verhalten von Vögeln zu beobachten, braucht man viel Zeit, oft Stunden. Von daher stammt wohl auch das Wort von der Ornithologie als der Wissenschaft der stillen Beschaulichkeit. Alexander Tichonow, Mitar-

beiter am Lehrstuhl für Zoologie der Moskauer Lomonossow-Universität, läßt sich aber davon nicht verdrießen. Tichonow, der eine Kapazität auf seinem Fachgebiet ist, bereist die ganze Welt, beobachtet in aller Ruhe die Vögel und hält dann die Ergebnisse auf den Karteikarten fest. Und was heißt Beschaulichkeit? Tichonow hat im Gefolge seiner Beobachtungen Dutzende origineller technischer Neuerungen gemacht, jede mit einem Nutzen von einigen Hunderttausend Rubeln.

„DIAPASON" TRENNT MÄNNLICH UND WEIBLICH

Wer schon einmal in einem Geflügelaufzuchtbetrieb war, weiß, was dort für monotone und anstrengende Arbeit zu bewältigen ist: mit der Hand wird das goldgelbe Durcheinander, das sich in den Körben tummelt, sortiert. Was anfangs noch wie ein Spiel anmutet, erweist sich gegen Schichtende als Strapaze. Hände und Augen der Arbeiterinnen ermüden und beginnen zu schmerzen, und unwillkürlich werden dabei die empfindlichen, zarten „Knäulchen" verletzt.

Die zukünftigen Hähnchen und Hühnchen auseinanderzuhalten ist notwendig, da die einen als Fleischlieferanten, die anderen aber als Legehennen vorgesehen sind. Deshalb erfolgt ihre Aufzucht bereits in den ersten Tagen getrennt.

Foto: Alexander Tichonow (z. v. r.) mit seinen Aspiranten

Dem Ornithologen Tichonow war bekannt, daß es in der Stimme zwischen männlichen und weiblichen Tieren bei frisch geschlüpften Küken einen winzigen Unterschied gibt. Dieser ist für das menschliche Ohr nicht wahrnehmbar, schon gar nicht unter industriemäßigen Bedingungen. Wo lag die wirksame Lösung?

Tichonow konsultierte Akkustikfachleute. Heraus kam eine elektronische Anlage in den Abmessungen einer kleinen Damenhandtasche. Sie trägt die Bezeichnung „Diapason" (Empfangsbreite) und fängt den ersten „unzufriedenen" Pieps auf, den die Küken, nachdem man sie umdreht, von sich geben, und verstärkt ihn. Ein Zeigerausschlag gibt nur noch an, ob Männchen oder Weibchen.

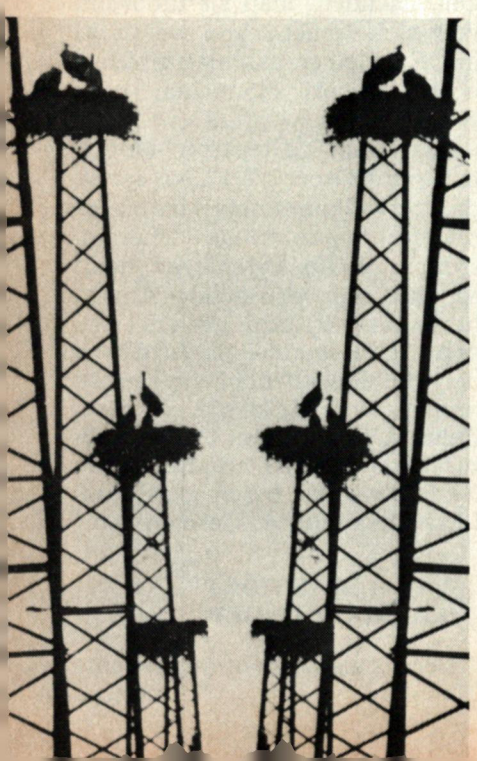
Das erste „Diapason"-Modell hatte in 88 von 100 Fällen recht; das vervollkommnete Modell erreichte 100prozentige Übereinstimmung. Im Patentbrief heißt es, daß die vorliegende Anlage hervorragend dazu geeignet ist, den Anteil manueller Arbeit in der Geflügelaufzucht zu senken und gleichzeitig die Arbeitsproduktivität um das Anderthalb- bis Zweifache zu erhöhen. Eine Verletzung der frisch geschlüpften Küken wird ausgeschlossen.

WAS HÖRT DAS NOCH UNGEBORENE?

Bereits als Student untersuchte Tichonow das Raum-Zeit-

Empfinden der Wildgänse. Gänse sind kluge Vögel. Die Lautsprache spielt in ihrem Verhalten eine wichtige Rolle. Eine Semesterarbeit, die er zu dieser Thematik geschrieben hatte, bestand zu zwei Dritteln aus Aufzeichnungen und Dechiffrierungen der Lautäußerungen von Gänsen. Während seiner Sommerexpedition machte er eine Vielzahl von Beobachtungen. Ihn verblüfften die komplizierten Wechselbeziehungen in den Gänsefamilien. Nach seiner Meinung wird den Vögeln

Ein Anblick, der Vogelfreunde eher beunruhigt denn rührt.



eine Gruppe von Signalen bereits im Embryonalstadium, noch vor dem Schlüpfen bekannt, obwohl sich die Küken den Grundstamm der Sprache ausgewachsener Vögel etappenweise aneignen.

Die Biologie kennt längst den Vorgang der Prägung. Laute, die frisch geschlüpfte Vogeljunge in dem Moment, da sie sich aus dem Ei schälen, hören, bleiben ihnen das ganze Leben über vertraut. Dabei hat die Quelle des Lautes für sie keine besondere Bedeutung. Tichonow selbst synthetisierte ein künstliches Signal, das das Gegacker einer Glucke imitiert, und ließ es in einem Inkubator ertönen. Die geschlüpften Küken reagierten in der Weise auf den Laut, wie sie es beim Ruf der richtigen Mutter taten.

Nachdem er den Versuch in Varianten wiederholt hatte, machte Tichonow eine interessante und unerwartete Entdekkung: in jenen Inkubatorabschnitten, die man kontinuierlich mit dem künstlichen Signal beschallt hatte, schlüpfte die gesamte Brut fast gleichzeitig innerhalb von dreißig Minuten. Normalerweise zieht sich dieser Vorgang über 24 Stunden hin. Es schien so, als würden diese Laute den Prozeß der Embryonalentwicklung beschleunigen und synchronisieren. Warum?

Tichonow fand eine Erklärung. Die Natur schuf im Verlauf der Evolution eine Möglichkeit, daß die Jungvögel etwa gleichzeitig schlüpfen und so schnell wie möglich das Nest verlassen. An-

Noch eine verwirklichte Idee Tichonows: diese Apparatur hilft das Geschlecht der Vögel zu bestimmen, die noch nicht geschlüpft sind. (Der Fotograf setzte hier die Küken eigens auf dem Apparat in Pose.)

dernfalls würden gerade die kräftigsten Vogeljungen, die als erste schlüpfen, leichte Beute der Räuber. Durch das Glucken während des Eierbrütens sorgt die Henne dafür, daß sich ihre noch in der Schale eingeschlossene Nachkommenschaft in der Entwicklung untereinander angleicht. Aber im Gegensatz zum elektronischen Gerät legt sie dabei Pausen ein.

Es gibt noch einen anderen natürlichen Stimulator. Kurz vor dem Schlüpfen gibt das Küken noch im Ei bestimmte Knacklaute von sich. Der Laut wird von beweglichen Knorpeln im Kehlkopf der Embryonen erzeugt, sobald die Atmung einsetzt. Jeder Atemzug bewirkt ein Knacken. Den Rhythmus gibt das am meisten entwickelte Tier an; die andern gleichen sich ihm an.

Tichonow begann, die Signale der kräftigsten Embryonen aufzuzeichnen, und übertrug sie gleichzeitig mit dem Ruf der Glucke in den Inkubator. Das neue Gerät mit der Bezeichnung „Synchrotemp" ist ein akustischer Stimulator. Es verkürzt die Periode der Embryonalentwicklung um mehr als das Doppelte. Die Methode eignet sich auch für Hühner, Enten, Gänse und für Puten, wobei lediglich eine geringe Frequenzänderung am Gerät erfolgen muß.

„Diapason" und „Synchrotemp" folgten noch zwei Erfindungen: „Sow" (Ruf), das die automatische Unterscheidung zwischen starken und schwachen Tieren ermöglicht, und „Broiler", das ein optimales Regime für Ernährung und Entspannung der Hähnchen ermittelt. Diese vier Anlagen bilden den Komplex „Signal". Sie automatisieren die arbeitsintensivsten Prozesse in der Geflügelaufzucht und dienen

der Einsparung finanzieller Mittel und der Verringerung des Arbeitsaufwandes.

VÖGEL IN DER EINFLUGSCHNEISE

Der Schutz von Start- und Landebahnen vor Vogelinvasionen gilt auf der ganzen Welt als akutes Problem. In der modernen industrialisierten Welt wurde der Flugplatz zu einer Art Oase für die Vögel: große freie Flächen, keine natürlichen Feinde, gute Futtervoraussetzungen und Fortpflanzungsbedingungen. Die Vögel gewöhnen sich schnell an diese Umgebung und nisten auf den Antennen der Ortungsgeräte, unter den Dächern der Hangare, in den Beobachtungstürmen für den Dispatcherdienst. Die Generation, die bereits hier geboren wurde, ist so vertraut mit ihnen, daß sie sich heimisch fühlt. Das aber beschwört die Gefahr des Zusammenstoßes von Vögeln mit Flugzeugen herauf.

Mit einer Gruppe von Aspiranten untersuchte Tichonow diese Situation auf ganz verschieden gelegenen Flugplätzen. Schon einfache Vorkehrungen würden ihm zufolge helfen. Dazu zählt er das Mähen von Rasenflächen in der Nähe von den Abstellplätzen, um das Ansiedeln von Insekten, die den Vögeln als Nahrungsgrundlage dienen, zu verhindern, und das Beseitigen von Müllplätzen in der Umgebung von Flughäfen. Als erster schlug er vor, die Vögel durch Alarmsignale fernzuhalten.

Die Gruppe um Tichonow dachte sich keine prinzipiell neuen Mittel aus. Die Wissenschaftler konkretisierten und unterstrichen die allgemein bekannte Tatsache, daß das Fernhalten der Vögel im Interesse der Flugsicherheit in jedem Fall eine spezifische Lösung erfordert. Ein und dasselbe Lärmsignal bleibt bei den Vögeln schon bald ohne Wirkung. Sie mißtrauen einer permanent unwahren Information. Es ist daher notwendig, das Signal zu variieren und die Mittel zu ihrer Vertreibung kombiniert einzusetzen.

Den Rat des Ornithologen sucht nicht nur die Flugsicherung. Energetiker brauchen ihn ebenfalls. Niemand kann ein Vogelnest auf dem Mast einer Hochspannungsleitung gebrauchen. Metallische Gegenstände, von den fleißigen Vogeleltern dorthin geschleppt, fallen früher oder später auf die Leitung und führen zu einer Havarieabschaltung.

Große Verluste können die Vögel in Pelztierfarmen verursachen. Sie stehlen das Futter und hacken auf die Jungtiere ein. Möwen bringen die Fischer nahezu zur Verzweiflung, indem sie den Fang vom Deck wegschnappen. Stare fallen in Schwärmen in die Weinberge ein und können ganze Ernten zunichtemachen.

Manchmal stürzen sich die Dorfbewohner, um die Früchte ihrer Arbeit zu retten, in blinder und gefährlicher Wut auf die Vögel. Ein solcher Krieg, ohne jegliche wissenschaftliche Grundlage und

bar jeder Vernunft, führt zu einem Schaden, der den von den Vögeln verursachten bei weitem übertrifft. Wenn zum Beispiel in Mittelasien der Rosenstar rigoros ausgerottet wird, der in Gärten und Melonenfelder einfällt, dann vermehrt sich die Heuschrecke, die von ihm in beträchtlichen Mengen vertilgt wird. Die Heuschrecke frißt jedoch alles bis auf die Wurzeln ab, hinterläßt kahle Bäume und verheerte Felder.

Aber wie soll sich der Mensch nun in solch einem Fall verhalten? „Auf keinen Fall dürfen Vögel übermäßig dezimiert werden, und erst recht darf man nicht versuchen, sie gänzlich auszurotten", unterstreicht Alexander Tichonow.

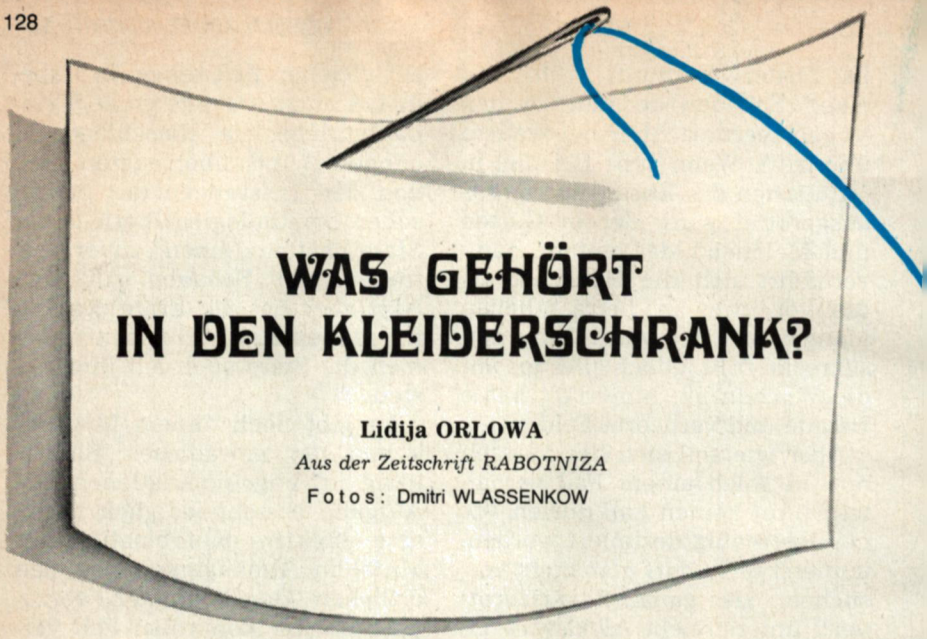
Ornithologen wissen, daß es Zonen mit Massenanflug von Vogelschwärmen gibt. Sie sind im wesentlichen stabil. Diese Information gilt es zu berücksichtigen. Solche Gebiete sind für den Kulturpflanzenanbau ungeeignet, würde doch die Vertreibung und Vernichtung der an sich unschuldigen Vögel hier teuer zu stehen kommen.

Mit nur geringen Kosten lassen sich abseits von Feldern und Gärten sozusagen „Ausweichplätze" für Vögel anzulegen, wo sie in Ruhe futtern können, ohne sich in den anliegenden Parzellen gütlich zu tun. So könnte man in der Nachbarschaft von Weingärten Maulbeerbäume, die Ferganapflaume und Vogelkirsche anpflanzen. Ein solcher Schutzgürtel rettet die Hauptkulturen, die zur gleichen Zeit reifen. In Usbekistan nutzten einige große Weinbaubetriebe die Ratschläge Tichonows und überzeugten sich von den Leistungen der praktischen Ornithologie. Überfälle der Stare hatten ihnen zuvor beträchtlichen Schaden zugefügt. Nun aber fiel die Ernte zur Zufriedenheit aus, und nebenbei kamen die Stare auch auf ihre Kosten.

Es gibt noch andere Möglichkeiten der gewaltlosen Einwirkung auf Vogelpopulationen. Die Aufgabe besteht lediglich darin, eine effektive Kombination der Mittel in Abhängigkeit von den örtlichen Gegebenheiten vorzunehmen. Im konkreten Fall vermag selbst ein mit allermodernster Technik ausgerüstetes Einsatzkommando nicht einen erfahrenen Ornithologen zu ersetzen.

Der Ornithologe Alexander Tichonow ist im Fernsehen zu finden, er schreibt in Zeitungen und hält Vorträge vor großen und kleinen Zuhörern. Fachleute wie Laien hören ihm interessiert zu. Seine Hauptthese, daß der Mensch die Sprache der Vögel nicht schlechter als seine eigene Sprache verstehen sollte, stößt auf allgemeine Zustimmung.

Der zivilisierte Mensch braucht Kenntnisse von der Sprache der Tiere, der Pflanzen, des Wassers und der Steine. Wie wenig nimmt er noch an Signalen und Stimmen wahr, die von seiner Urmutter Natur ausgehen. Tichonow ist davon beseelt, diesen Fehler zu korrigieren.



WAS GEHÖRT IN DEN KLEIDERSCHRANK?

Lidija ORLOWA
Aus der Zeitschrift RABOTNIZA
Fotos: Dmitri WLASSENKOW

„Heißt für Sie, gut gekleidet unbedingt modisch gekleidet zu sein?" fragte ich die Modedesignerin Irina KRUTIKOWA, deren Modelle in Paris, London, Budapest und Brno gezeigt und mit 24 internationalen Gold- bzw. Silbermedaillen ausgezeichnet wurden.

„In gewisser Hinsicht ja. In der Mode existieren immer mehrere Tendenzen auf einmal: Avantgardistisches, das erst nach einigen Änderungen vom Publikum angenommen wird; Kleidung, die sich schon durchgesetzt hat, und die immer moderne Klassik mit ihren Nuancen. Vor allem die Jugendlichen gehen gleich mit der neuesten Mode, andere müssen sich darauf erst einstellen. Wieder andere warten lieber bis zu einer Durchschnittsvariante ab, die von den meisten akzeptiert wird.

Der bekannte französische Designer Pierre Cardin hat einmal auf die Frage, wer als ein gut gekleideter Mensch gelten kann, folgendes geantwortet: ‚Nur derjenige, der auf sich selbst und auf die anderen Rücksicht nimmt.' Alle sollten also ihr Äußeres, ihr Temperament sowie Umgangsformen richtig einschätzen können und dementsprechend auch ihren eigenen Stil in der Kleidung finden.

Man braucht durchaus nicht

nach der letzten Mode angezogen sein, um elegant auszusehen. Und umgekehrt: Kleidung, Schuhe und Kopfbedeckung – alles hochmodisch, und trotzdem ringt es uns nur ein ironisches Lächeln ab. Wahrscheinlich hatten da entweder das Gefühl für das rechte Maß oder das Können, richtig zu komplettieren, gefehlt.

Früher waren die Modevorschriften für Schnitt, Länge und Zubehör recht streng, zwischen Damen- und Herrenkleidung gab es eine scharfe Grenze. Heute sind Abweichungen möglich, ja mehr noch, es entstand eine neue Richtung, die mal als ‚Unisex' (universelle Kleidung), mal als ‚Ohnesex' (Kleidung ohne erkennbare Geschlechtsdifferenzierung) bezeichnet wird. Frauen und Männer tragen jetzt die gleiche Kleidung: Hosen, Overalls, Jacken, Steppmäntel, Freizeit-

schuhe, Pelzmützen mit Ohrenklappen oder Männerhüte. Einige Spezialisten sagen eine weitere Entwicklung dieser weltweit herrschenden Tendenz vorher."

„Wie ziehen Sie sich an?"

„Ich kleide mich meinem Typ und den Umständen angemessen. Auf Arbeit gilt bei mir das Prinzip ‚bequem und neutral'. Zu

Hause trage ich vorwiegend Hose. Wenn ich ausgehe, ziehe ich ein hübsches, keinesfalls aber ein Fest- oder Abendkleid an."

Als hätte sie meine Frage „warum?" erraten, setzte meine Gesprächspartnerin fort:

„Ich bin recht zurückhaltend, ausgesuchte Modelle lassen mich persönlich recht kalt, ich bevor-

zuge alle klassischen Formen."

„Aber kommt bei Ihnen nicht manchmal der Wunsch auf, das Neueste an sich selbst auszuprobieren?"

„Das schon, manchmal experimentiere ich auch. Noblesse oblige. Ich muß mich schon so deshalb kleiden, um nicht in Widerspruch zu dem zu geraten, was ich anderen vorschlage. Aber ich vermeide Extravaganz und kleide mich altersgerecht."

„Manchmal kritisiert man die Mode wegen ruinösen Schnickschnacks und aller möglichen Abwegigkeiten . . ."

„Ja, und leider nicht ohne Grund. Aber die Mode spiegelt so oder anders das Tempo der Zeit, den Lebensstil, sowie soziale Wandlungen wider. Ihr unbestreitbarer Vorzug im 20. Jahrhundert ist, daß sie jetzt für jedermann und nicht etwa nur für Auserwählte, für die Elite existiert. Für eine bedeutende Neuerung der beiden letzten Jahrzehnte halte ich, daß die Mode von heute eine vernünftigere Einstellung zur Kleidung in Gestalt des Prinzips der Komplettierung vorgeschlagen hat. So zerfällt das Kostüm in seine Bestandteile Rock und Jacke, die auch getrennt getragen oder mit anderen Kleidungsstücken kombiniert werden können. Auch das Kleid tritt heute öfter als Jackenkleid in Erscheinung. Das erlaubt, nicht mehr modische Details durch neue zu ersetzen."

„Was gehört zur Garderobe der Frau unserer Tage?"

„Konkrete Empfehlungen lassen sich natürlich nur schwer machen, weil ja sowohl die materiellen Möglichkeiten als auch das Äußere und die Lebensweise von Bedeutung sind. Man muß freilich eine wichtige Besonderheit der Mode von heute berücksichtigen, die man als unkonventionellen Stil bezeichnet. Gemeint ist die gegenseitige Durchdringung verschiedener Moderichtungen – der klassischen, sportlichen und romantischen –, die jede zu ihrer Zeit hochmodisch waren. Und heute wollen die Frauen auf keine davon verzichten, indem sie alles miteinander mischen und nicht auf stilistische Einheit des Gesamtbildes achten. So trifft man heute nicht selten, was früher als unmöglich galt: strenge englische Jacke mit Bauernrock aus buntfarbigem Kattun; seidene Bluse, die in Stiefelhosen hineingesteckt ist, oder Netzschal oberhalb des Regenmantels. Man trägt alles, und jeder nach seinem Geschmack. Diese willkürliche Verbindung der Kleidungsstücke rührt von dem spontanen Wunsch her, originell gekleidet zu sein, und sagt Modebewußten zu, weil sie da ihrer eigenen Phantasie freien Lauf lassen können.

Für die Arbeit sollte man etwas Strengeres, am besten ein klassisches Kostüm oder ein Jackenkleid haben, deren Elemente ausgewechselt werden können. Dazu braucht man zwei bis drei Blusen, die den Stil und den Zweck der Kleidung bestimmen. In einigen Fällen bevorzugen wir Kleider (ein Bürokleid oder ein romantisches), in anderen Fällen sind Hose mit Pullover oder Jakke unentbehrlich. Alle diese Sachen unterscheiden sich heute sehr stark von dem, was wir noch vor kurzem getragen haben.

Von großer Bedeutung sind heute die Accessoires geworden – elegante Kragen, verschiedene Gürtel, Schals, bunte Halstücher, die das Gesamtbild ergänzen.

Die Lust, sich schön zu kleiden – wer wollte deswegen die Frauen verurteilen! Die Mode ist zweifellos nicht nur ihrer Aufmerksamkeit wert."

Das letzte Maß (Bildmitte – die Designerin Irina Krutikowa)

MEISTERFOTOGRAF TUSHIKOW:

AUS DER VERGANGENHEIT FÜR DIE ZUKUNFT

Wladimir DOBKIN

Wer diese Bilder sieht, die Bronzeglocken von Perejaslawl, die Zwiebeltürme von Susdal und die traurig-strenge Anmut des Mariä-Schutz-und-Fürbitte-Klosters am Nerl, das im Winterkleid einer Braut gleicht, fühlt sich in die Vergangenheit versetzt. Mit erstaunlichem Einfühlungsvermögen hat der Fotograf seinen Standort gewählt, damit diese von Baumeistern, Malern und Glockengießern geschaffenen Denkmäler in voller Pracht vor uns erstehen.

Heute erinnert sich der 55jährige Wadim Tushikow nicht mehr daran, warum er sich im Moskauer Palast der jungen Pioniere gerade für den Fotozirkel entschied. Vielleicht hat eine Rolle gespielt, daß damals im Jahre 1940 Fotoapparate noch selten waren und der in kurzen Hosen agierende Fotograf selbst zum Blickfang wurde. Im Krieg mußte sich Tushikow allerdings mit ganz anderen Dingen beschäftigen. Als er nach dem Krieg

Wadim Tushikow

Das Mariä-Schutz-und-Fürbitte-Kloster am Nerl bei Susdal ist eine Perle der russischen Architektur.

Das Dörfchen Talaschkino im Westen Zentralrußlands wurde Ende des 19. Jahrhunderts zum Zentrum der Wiedergeburt und Entwicklung der Volkskunst und traditioneller Handwerke. Dieses Bojarenhaus wurde nach Entwürfen des begabten Künstlers Sergej Maljutin bemalt.

Spinnerin

Die „Dreieinigkeits"-Ikone

Matrose auf einem Fischfangschiff wurde, erwachte die alte Leidenschaft wieder. Wäre er Maler gewesen, hätte er den grauen wolkenverhangenen Himmel, die riesigen Wellenberge und das silbrig schimmernde Deck des Kutters, auf dem es von Fischen nur so wimmelte, auf die Leinwand gebannt. Aber er verstand sich nicht aufs Malen und griff zur Fotokamera. Bald wurde aus dem Amateur ein Berufsfotograf, der für TASS unterwegs war. Wie verfiel er der Beschäftigung mit dem Altertum?

Tushikow erklärt das mit seiner inneren Bewegtheit, als er

Susdaler Perspektiven

gleich nach dem Krieg in alten russischen Städten sah, wie schlechtgekleidete und mangelhaft ernährte Menschen, die häufig nicht einmal ihr Dach über dem Kopf wieder hatten reparieren können, mit der Restaurierung von Denkmälern begannen, und wie der Staat trotz ungeheurer Schwierigkeiten Geld in eine Sache investierte, die scheinbar unrentabel und keineswegs dringlich war.

Wer die Vergangenheit nicht

Windmühlen haben schon lange ausgedient. Sie wurden inzwischen zu Kulturdenkmälern.

Die Palette des Restaurators

ehrt, ist die Zukunft nicht wert. Das und damit die Geschichte zu vergessen, wäre unverzeihlich. Tushikow betrachtet seinen Dienst für das Vergangene als Dienst an der Zukunft. Das von Wadim Tushikow illustrierte Buch „Der goldene Ring Rußlands" – inzwischen in viele europäische Sprachen übersetzt – ist dafür ein schönes Zeugnis.

DREI VÄTERLICHE RATSCHLÄGE

TATARISCHES MÄRCHEN

Zeichnungen: Alexej TERTYSCH

Es war einmal ein Alter, der lebte in einem Aul mit seinen beiden Söhnen. Für den Alten kam die Zeit, zu sterben. Er rief seine Söhne und sprach:

„Meine Kinder, ich hinterlasse euch mein Erbe. Aber nicht durch die Hinterlassenschaft werdet ihr reich. Teurer als Geld, teurer als Hab und Gut sind meine drei Ratschläge. Erinnert euch ihrer, und ihr werdet das ganze Leben in Wohlstand leben. Und nun meine Ratschläge, merkt sie euch. Verbeugt euch nie als erste, sondern laßt andere als erste sich verbeugen. Jegliches Essen verzehrt mit Honig. Schlaft immer auf Daunen."

Der Alte starb. Die Söhne vergaßen seine Ratschläge und lebten sorglos dahin – sie tranken und spazierten, aßen viel und schliefen ausgiebig. Im ersten Jahr brachten sie des Vaters Geld durch, im nächsten aber das gesamte Vieh. Im dritten Jahr verkauften sie alles, was noch im Hause war. Selbst zum Essen blieb nichts mehr übrig. Da erinnerte sich der ältere Bruder:

„Vater hat uns doch außer dem Erbe drei Ratschläge hinterlassen. Er sagte auch, daß wir mit ihnen ein ganzes Leben lang wohlleben würden."

Der jüngere Bruder lächelte:

„Ich erinnere mich dieser Ratschläge, aber was kosten sie? Der Vater sagte: ‚Ver-

beugt euch nie als erste, sondern laßt andere sich verbeugen.‘ Aber dazu muß man reich sein. Doch ärmere als uns findet man in der ganzen Gegend nicht. Er sagte: ‚Jegliches Essen verzehrt mit Honig.‘ Aber wir haben nicht mal einen harten Brotfladen, geschweige denn Honig. Er sagte: ‚Schlaft immer auf Daunen.‘ Aber unser Haus ist ausgeräumt, nicht mal eine alte Decke ist geblieben.“

Lange dachte der ältere Bruder nach, dann sagte er:

„Du lachst vergebens, Bruder. Wir vestanden damals nicht des Vaters Ratschläge. Aber in seinen Worten liegt Weisheit. Er wollte, daß wir als erste mit Tagesanbruch zur Arbeit aufs Feld gingen, und daß sich dann jeder, der an uns vorbeikommt, zum Gruße verbeugt. Und wenn man den ganzen Tag gut arbeitet, müde und hungrig nachhause zurückkehrt, dann scheint einem selbst ein trokkener Brotfladen süßer als Honig. Und jedes Bett scheint dann das gewünschte, süß wird man schlafen, wie auf Daunen.“

Am anderen Morgen gingen die Jungen mit dem ersten Sonnenstrahl aufs Feld. Sie zogen früher als alle anderen los. Die Leute kamen, man grüßte sie als erste, wünschte einen angenehmen Tag und gutes Arbeiten. Den ganzen Tag hoben die Brüder nicht den gebeugten Rücken, und am Abend kam ihnen der Brotfladen mit Tee süßer als Honig vor. Sie schlummerten auf dem Fußboden ein und schliefen wie auf Daunen.

So arbeiteten sie den ganzen Sommer, aber im Herbst hatten sie eine gute Ernte, und wieder lebten sie zufrieden, und kehrte die Achtung der Nachbarn zurück.

Das war der Lohn für die weisen Ratschläge des Vaters.

(Nacherzählung Mark Watagin)

Kohl auf den Herbsttisch

Aus der Zeitschrift SELSKAJA NOW

Foto: Alexej BUSCHKIN

Man vermutet, daß der Kohl als erstes Gemüse „entdeckt" wurde. Seine Heimat war die europäische Atlantikküste, und schon gegen Ende der Steinzeit begann man ihn zu kultivieren. Seine geschmacklichen und Heileigenschaften haben auch die alten Griechen sehr zu schätzen gewußt. Im 6. Jahrhundert v. u. Z. behauptete Pythagoras von Samos, daß der Kohl frohen Mut sowie heitere und ausgegliche-

ne Stimmung aufrechtzuerhalten helfe und über „sieben Nutzen" verfüge: aus Kohl ließen sich warme und kalte, trockene und feuchte, süße und bittere sowie scharfe Gerichte zubereiten. Alexander der Große soll seine Legionäre vor dem Gefecht mit Kohl gestärkt haben.

Im alten Rom war der Kohl ebenfalls sehr beliebt. Jeder auf sich haltende Römer besaß unbedingt einen Kohlgarten. Ihnen verdanken wir den Kopfkohl, Kohlrabi sowie eine Abart des Blumenkohls – den Spargelkohl.

Die alten Slaven übernahmen den Kohlanbau von den griechisch-römischen Kolonisten in der Schwarzmeerregion. Zum erstenmal wird der Kohl in russischen Chroniken des 12. Jahrhunderts erwähnt: In einer Urkunde des Smolensker Fürsten Rostislaw heißt es, daß er dem Bischof Manuil ein Kohlfeld schenke. Anfangs war dieses Gemüse nur für vermögende Leute erschwinglich. Nachdem man es aber auch unter den rauhen klimatischen Bedingungen der nordrussischen Gebiete zu züchten gelernt hatte, wurden Gerichte aus Kohl in jedem Haus unentbehrlich. In Rußland fand man schließlich auch ein einfaches Verfahren zum Haltbarmachen des Kohls – das Einsäuern.

Die heilsamen Eigenschaften des Kohls werden auch von der modernen Medizin anerkannt. Er enthält sämtliche bekannten Vitamine. Frisch- und Sauerkohl wirkt appetitanregend, er verstärkt die Magensekretion und reguliert die Darmtätigkeit. Sauerkohl ist ein gutes Vorbeugunsmittel gegen Skorbut und Dyspepsie, er bekommt Fettleibigen und Zuckerkranken. Frischen gezuckerten Kohlsaft trinkt man bei Husten und Magengeschwüren, er wirkt sich förderlich auf den Stoffwechsel und das Nervensystem aus.

Alle Gerichte aus Kohl lassen sich einfach zubereiten und schaffen Abwechslung in die Nahrung.

Heute empfehlen wir Ihnen ein **Vorgericht aus Kohl.**

Auf ein Kilo Weißkohl nehme man 3 Eßl. Salz, 1 mittelgroße Zwiebel, 1–2 Knoblauchzehen, gemahlenen Paprika.

Den Kohl hobeln, salzen und 2–3 Stunden stehen lassen. Die Zwiebel und Knoblauchzehen kleinhacken, mit dem gemahlenen Paprika bestreuen, und das Ganze mit dem Kohl gut vermengen. Alles in einen tiefen Topf (am besten nimmt man einen Tontopf dazu) tun und ordentlich beschweren.

Nach 2 bis 3 Tagen ist der Kohl fertig, man kann aber schon am ersten Tag probieren, wenn man etwas Essig hinzufügt.

Als Hauptgericht probieren Sie einmal **gefüllten Krautkopf.**

Auf zwei kleine und nicht gerade dichte Kohlköpfe nehme man 300 g kleingehackten Schinken, 100 g Speck, 2 hartgekochte Eier, 1 Teel. schwarzen Pfeffer, 2 Eßl. kleingehacktes Petersiliengrün. Die Zutaten gut vermischen.

Aus den Kohlköpfen vorsichtig die Strünke ausschneiden, so daß die Blätter nicht auseinanderfallen. Die Kohlköpfe in siedendem Salzwasser 10–15 Minuten kochen. Dann die Füllung zwischen die Blätter auf dem Kuchenbrett legen, so daß sich die ursprüngliche Form des Kohlkopfes erhält. Mit einem Faden fest zusammenbinden.

Eine Zwiebel fein schneiden und in 3–4 Eßl. Fett anbraten, 3–4 geriebene Tomaten zugeben.

In einen Einkochtopf mit etwas Brühe oder Wasser (z. B. das Krautwasser) 1/2 Tasse saure Sahne und Bratzwiebel mit Tomaten zugeben und die Kohlköpfe hineinlegen. Zugedeckt auf kleiner Flamme 30–40 Minuten schwach kochen lassen.

Es gibt nicht wenige Sprichwörter und Redensarten, die die Faulenzer lächerlich machen. Aber die Mediziner gehen anders an die Sache heran.

KANN MAN FAULENZER HEILEN?

Michail BUJANOW, Kandidat der medizinischen Wissenschaften

Aus der Wochenschrift NEDELJA

Zeichnung: Valeri BOTSCHKOW

Die überwältigende Mehrheit der Faulpelze ist absolut gesund und braucht vor allen Dingen einen ordentlichen Rüffel. Es gibt jedoch Menschen, bei denen es sich um eine Krankheit handelt, um eine Störung im Organismus. Von solcher, schon pathologischer Faulenzerei ist hier die Rede.

Ein typisches Beispiel! Ein Ingenieur erkrankte an Grippe, aber er arbeitete weiter, bis er vor Ermattung, Kopfschmerzen und Schwäche schlapp machte. Einige Tage verbrachte er zu Hause, fühlte sich dann ein bißchen besser und kam wieder auf Arbeit. Sich auf die Arbeit zu konzentrieren, gelang ihm nicht. Er wandte sich an einen Arzt. Der erklärte das Unwohlsein damit, daß der Ingenieur nicht vollständig von der Grippe genesen sei, wodurch bei ihm eine sogenannte **somatische Asthenie,** eine physische und psychische Schwäche, hervorgerufen wurde. Nebenbei gesagt ist das die häufigste Ursache für eine eingeschränkte Arbeitsfähigkeit. Äußerlich wirken diese Leute wie Faulenzer, ihr Verhalten ist jedoch nur ein Symptom einer Erkrankung.

Zur pathologischen Faulheit rechnen die Mediziner auch **Adynamie** (relative Unbeweglichkeit, Inaktivität), **Abulie** (krankhafte Willensschwäche), **Apathie** (Gleichgültigkeit, Kräfteverfall). All diese Formen pathologischer Faulheit sind vollständig heilbar, man muß nur die Hinweise und Verordnungen des Arztes befolgen.

Nicht selten kann man das typische Bild des „Faulenzers" bei Leuten beobachten, die an Überbelastungsneurose erkrankt sind. Ein eigentlich willensstarker, energischer Mensch wird träge, inaktiv, gleichgültig gegenüber allem. Er beginnt, sich mit Kaffee, starkem Tee oder auch kalten Duschen aufzupulvern. Anstatt sich ordentlich zu erholen, belastet er sich weiter übermäßig. Das verschärft nur den Verlauf

der Krankheit. Im allgemeinen wird eine solche Erkrankung des Nervensystems nicht als gefährlich betrachtet, und meistens geht sie ohne Folgen ab. Doch darauf zu bauen, daß sich alles von selbst einrenkt, ist nicht angebracht. Die Konsultation eines Spezialisten ist notwendig.

Überbelastungsneurosen kommen auch bei Kindern vor. Ein Beispiel: Ein Schüler lernt in einer Mathematik-Spezialschule, zudem bereitet er sich auf die Aufnahme in ein Institut vor, und daneben lernt er noch ein oder zwei Fremdsprachen. Die Belastung ist groß. Nie hat er Zeit, sich richtig zu erholen, auf dem Hof zu spielen, ja sich einfach abzulenken, zu entspannen. Es kommt zu einem Nervenkollaps. Der Betreffende ermüdet schnell, verliert den Appetit, kann lange nicht einschlafen, wird von schrecklichen Träumen verfolgt. Am Morgen wacht er ermattet auf, kann sich nicht konzentrieren. Doch um nicht als Faulpelz zu gelten, macht er sich mit noch größerem Eifer über die Schulbücher her. Die Krankheit verschlimmert sich. Wenn man rechtzeitig für das Kind ein richtiges Regime von Arbeit und Erholung aufstellt, wird von einer Neurose nicht die Spur zu bemerken sein.

Hin und wieder treten Symptome der „Faulheit" auch bei Menschen auf, die an **Depressionen** leiden, das heißt Kranken mit stark ausgeprägten Anzeichen für eine schlechte Stimmung. Solche Menschen werden von Schwermut und Unruhe gequält. Natürlich, nicht jeden, bei dem manchmal die Stimmung verdorben ist, muß man als Kranken bezeichnen. Obwohl es auch Formen verborgener Depressionen gibt, die nur der Arzt erkennen kann. Wenn er den Patienten von den Depressionen befreit, gibt er ihm nicht nur ein gutes Befinden und Optimismus, sondern auch schöpferische Aktivität und Arbeitsfähigkeit zurück. Wenn die Krankheit jedoch vernachlässigt wird, kann sich der Mensch in einen Nörgler und seelischen Invaliden verwandeln.

Faulheit kann auch als **Protestreaktion** auf Kränkungen und Ungerechtigkeiten vorkommen. Erwachsene nutzen gewöhnlich andere Formen zum Beweis ihres Gerechtigkeitsempfindens. Kinder jedoch treten in ähnlichen Situationen ganz eigenartig auf.

Ein Schüler zum Beispiel verzankte sich mit einem Pädagogen und macht in den Unterrichtsstunden bei ihm demonstrativ

nichts, obwohl er in anderen Fächern aktiv arbeitet. Auf ähnliche Protestreaktionen stoßen mitunter auch die Eltern. Häufige und unberechtigte Ermahnungen, Verbote und Bestrafungen führen zu entgegengesetzten Ergebnissen: ein bis dahin nettes und folgsames Kind gerät plötzlich außer Kontrolle. Ohne Beschäftigung lungert es zu Hause herum, will nichts tun, nicht mal in der Hauswirtschaft helfen. Hier muß man andere, pädagogisch richtige Methoden zur Lösung des Konflikts finden.

Aber auch folgendes kommt vor: Um sich vor ihren Altersgefährten hervorzutun, beginnen einige Halbwüchsige ganz offensichtlich zu faulenzen und das unerkannte Genie zu spielen. Und in diesem Fall muß man einen solchen pädagogischen „Schlüssel" wählen, der nicht das Ehrgefühl des Kindes verletzt und zugleich die Unrichtigkeit seines Verhaltens aufzeigt.

Apathie, Schwerfälligkeit und Inaktivität sind manchmal Folgen von Erkrankungen wie Ruhr, Verdauungs- und Ernährungsstörungen. Bei diesen Menschen sind bis zu einem bestimmten Grad die Willensprozesse gestört, sie werden verschlossen und gleichgültig gegenüber dem Leben.

Der pathologischen Faulheit ähnlich ist in ihren äußeren Erscheinungen auch die sogenannte **Zerebrasthenie,** die im wesentlichen bei Kindern mit organischer Schädigung des Hirns durch Geburtstraumata, Meningitis, Enzephalitis oder auch Gehirnerschütterung auftritt. Solche Kinder dürfen mit ihren Hausaufgaben nicht sofort nach Schulschluß beginnen. Sie sollen sich zunächst ordentlich erholen, am besten etwas schlafen, und erst dann zu den Büchern greifen. Dabei muß man unbedingt alle 20 bis 30 Minuten Pausen zwischen den Übungen einlegen. Wenn derart dosiert und gestaffelt Perioden der Belastung mit Erholung abwechseln, wird sich die Krankheit kaum bemerkbar machen und bald überhaupt vorbeigehen.

In anderen Fällen kann Zerebrasthenie auch mit erhöhter Reizbarkeit, Erregbarkeit oder Prügellust einhergehen. Für Kinder mit derartigen Symptomen ist angebracht, daß sie keinen Sport treiben, bei dem Stürze, Verletzungen oder Stöße, insbesondere am Kopf, möglich sind (z. B. Boxen, Hockey). An Zerebrasthenie erkrankte Menschen bedürfen einer erhöhten Aufmerksamkeit, damit sie nicht in Situationen geraten, die zu einer starken Verschlimmerung der Krankheit führen.

Wie wir sehen, gleicht eine Faulheit nicht der anderen. Deshalb ist es wichtig, rechtzeitig die richtige Diagnose zu stellen und vor allem die Ursachen zu finden. In einer Reihe von Fällen kann es sich tatsächlich um einen schlechten Charakterzug handeln oder die Faulheit das Ergebnis falscher Erziehung sein. Aber manchmal liegt auch eine Krankheit vor. Und dann muß sie geheilt werden.

Bücherbord

ICH ENTSCHIED MICH FÜR DEN FILM...

Ljudmila GURTSCHENKO

„Ljudmila Gurtschenko, eine der besten sowjetischen Schauspielerinnnen, zeichnete sich schon immer durch Talent aus. Heute aber sind ihre Lebenserfahrungen, ihr Wissen, ihre Meisterschaft und ihr angeborenes Talent zu einer Einheit verschmolzen. Ich glaube, daß sie jetzt eine Schauspielerin mit der Begabung einer Anna Magnani oder Giulietta Masina ist", so urteilt der bekannte sowjetische Regisseur Eldar Rjasanow.

„Sputnik" veröffentlicht Kapitel aus der Autobiographie der Schauspielerin, in der sie über ihre Kindheit im faschistisch okkupierten Charkow und über ihren nicht gerade einfachen Weg zur Kunst erzählt.

ICH ENTSCHIED MICH FÜR DEN FILM...

Ljudmila GURTSCHENKO, Volkskünstlerin der UdSSR

Aus dem Buch MEINE ERWACHSENE KINDHEIT

Fotos: Igor GNEWASCHEW/Archiv

Es ergab sich, daß meine Mama durch mein Erscheinen auf der Welt nicht die Schule beenden konnte. Sie begann, zusammen mit Papa zu arbeiten. Er war Harmonikaspieler, und sie half ihm nun, Massenveranstaltungen, Vormittagsvorstellungen in Schulen und Auftritte bei Betriebsfeiern zu organisieren. Man kann also sagen, daß ich in einer „musikalischen" Familie geboren wurde. Aber genaugenommen war die Zeit musikalisch. Für mich war das ganze Leben bis zum Krieg nichts als Musik!

Jeden Tag gab es neue Lieder, neue Melodien. Sie erklangen aus dem Radio und auf den Straßen; ich hörte sie morgens, wenn Papa sein neues Repertoire für den Abend einstudierte, und ich hörte sie abends, wenn wir Gäste hatten, und vom Plattenspieler der Nachbarn. Lieder und Melodien flogen mir nur so zu, und ich sang sie, noch ehe ich richtig sprechen konnte.

Meinen Namen erhielt ich zwei Stunden vor meiner Geburt. Der total aufgeregte Papa brachte seine Frau in die Geburtenklinik und floh dann, entnervt wie er war, ins Kino. Damals lief gerade mit außerordentlich großem Erfolg der amerikanische Abenteuerfilm „New Yorks Haie". Der Filmheld, der schöne Alan, vollbrachte in diesem Streifen wahre Wunder – so seilte er sich von

einem Flugzeug auf das Dach eines dahin rasenden D-Zuges ab, in dem gerade seine Braut, die traumhaft schöne Lucy, entführt wurde. Mein Papa war dermaßen hingerissen, daß er nach der Vorstellung in die Klinik stürmte und Mama eiligst einen Zettel überbringen ließ:„Ljol! Wenn ich einen Adler bekomme, nennen wir ihn Alan. Ist es Mädchen, dann wird es eine Lucy."

Nachhause brachte man mich in einer Droschke. Taxis waren 1935 noch eine Seltenheit in Charkow. Sie hielt vor einem großen Haus in der Mordwinowski-Gasse 17, wo wir ein kleines Zimmerchen hatten. Mit ihm verbinden sich die leuchtendsten, die schönsten Erinnerungen in meinem Leben.

Das Zimmer war ein Kellerraum mit einem Fenster. Ich sah vom Fenster aus nur die Beine der Vorübereilenden. Für mich war es ein interessantes Spiel, an den Schuhen und an den Röcken unsere Nachbarn zu erkennen. Direkt vor dem Fenster stand ein Tisch. Links davon war das Büfett. Dort, auf dem obersten Brett, befanden sich in einer Schale ständig Bonbons. Ich erhielt sie für meine „Auftritte".

Aufgetreten bin ich vor allen, die zu uns nachhause kamen. Papa verteilte die Gäste auf die Sitzgelegenheiten und stellte einen Stuhl in die Mitte des Zimmers. Den erkletterte ich dann sofort, und nun: Hände nach hinten, Augen weit geöffnet und das allerfröhlichste Lächeln. Ich tat alles so, wie es mir Papa beigebracht hatte. Am Ende des Liedes, egal was für eines es war, kam als Zugabe eine Tschetschotka. Während ich mit den Füßen aufstampfte, klopfte ich mir auf die Brust und die Knie, warf einen Fuß nach vorne, riß die Hände zur Seite und schrie laut: „Ch-ch-cha!"

Natürlich belustigte das die Gäste. Am meisten aber freute sich und lachte mein Papa. „Nein wirklich, eine Schauspielerin wird das. Das steht fest."

Die Feste waren bei uns zuhause alle wie der 1. Mai. Und der 1. Mai war für mich der allerschönste Tag. Papa schritt mit seiner Harmonika vor der Kolonne, ganz in Weiß. Mama, im weißen Rock, im weißen Pulli und mit weißer Baskenmütze, dirigierte den Chor. Alle sangen! Ich erinnere mich nicht, daß ich jemals vor dem Krieg traurige Leute oder traurige Gesichter sah. Nicht einmal an ein einziges altes Gesicht erinnere ich mich. Als wären vor dem Krieg alle jung gewesen. Jung war mein Papa, jung war meine Mama, alle waren jung! Und ich mittendrin, glücklich, zufrieden und, wie mir mein Papa einredete, „außergewöhnlich begabt".

Alles war fröhlich und festtäglich. Es war Sommer. Unser Kindergarten zog während der heißen Zeit nach Olschany bei Charkow. „Ihre Ljusja muß Schauspielerin werden", sagte die Erzieherin zu Mama und Papa. „Jawohl, das wird sie!" erklärte ihr Papa. Und plötzlich brachte man uns zu den Eltern zurück nach Charkow. Noch am Morgen waren wir im Wald spazieren gewesen. Wir pflückten Kamille und fliederfarbene Glockenblumen. Den Abend erlebten wir schon zuhause, der verwelkte Strauß lag auf dem Sofa – von

einem Augenblick zum anderen, völlig unerwartet hörte alles auf...

Nur fünfeinhalb Jahre verbrachte ich „vor dem Krieg“ ... So wenig!

„Krieg, Krieg, Krieg... Stalin, Rußland... Faschismus, Hitler ... UdSSR, Heimat“, so erklang es überall. Papa meldete sich als Freiwilliger an die Front. Ich blieb mit Mama in Charkow. Wir schafften es nicht, evakuiert zu werden.

Mama war 24 Jahre alt. Ohne Papa war sie zu nichts in der Lage, fürchtete sie sich vor allem. Als Papa an die Front ging, war sie wie verloren und weinte die ganze Zeit:

„Mark, was wird mit uns werden? Verlaß uns nicht. – Ich habe solche Angst...“

Papa ging und nahm seine Harmonika mit, und mit sich nahm er seine schönsten Lieder, den strahlenden Feiertag – den 1. Mai, die beste Zeit meines Lebens. Die Zeit „vor dem Krieg“.

Am 24. Oktober 1941 zogen die Deutschen in Charkow ein. In der Stadt war alles wie ausgestorben. Nur auf der gepflasterten Klotschkowskaja-Straße rückten die deutschen Truppen vor, fuhren ihre Autos, Panzer, Geschütze. Es gab keinen Schuß, keinen Lärm. Es war überhaupt nicht zu spüren, daß Feinde einmarschierten. Wo war der Krieg?

Das begann alles noch, später.

Es begann damit, daß man alle Einwohner unseres Hauses, die nun im okkupierten Gebiet lebten, zusammentrommelte und ihnen befahl, auszuziehen. „Hier wird ein deutscher Truppenteil einquartiert.“ Unser Haus fiel auseinander, jeder geriet irgendwohin. Man verstreute uns auf verschiedene Wohnungen. Mama und ich zogen in ein viergeschossiges Haus in die vierte Etage. In der Wohnung war bereits eine Frau mit einem Kind. Das Mädchen hieß Soja. Sie saß den ganzen Tag „hinter Schloß und Riegel“. Von ihr hörte ich zum erstenmal das deutsche Lied „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter...“ Sie sang im Zimmer, ich aber lauschte auf dem Flur und prägte mir das Lied ein.

Unser neues Heim in der vierten Etage bestand aus zwei geräumigen Zimmern. Eines besaß einen Balkon. Balkons wurden für mich zum Symbol für Kälte, mein ganzes Leben lang. Nach unserem kleinen, dunklen Kämmerchen erschienen mir diese zwei hellen Räume als gewaltige Säle. Bis heute fürchte ich mich vor großen Zimmern. Das heißt nicht, daß ich sie immer mit Krieg in Verbindung bringe. Nur die Kälte sitzt bei mir seit der Kindheit so tief drin, daß ich sie heute viel eher fühle, als sie eintritt.

Dann fiel Schnee. Nach und nach richtete sich der gesamte Organismus der Menschen auf eine einzige Wellenlänge aus: „ich will essen“, „wie und wo gibt es etwas zu essen“, „nicht verhungern“.

Das verbreitetste Wort in der Stadt wurde „Grabilowka“. Was bedeutete das? Wenn ein Lebensmittellager bombardiert wurde, dann trieben sich die Massen, gegenseitig überholend und mit Eimern und Säcken bewaffnet, vorwärts, um zu erbeuten, was zur erbeuten war, „grabit“ in unserer Sprache. Viele kehrten nicht zu-

rück. Die Deutschen schossen auf jeden, der nicht rechtzeitig fliehen konnte. Dabei griffen die Leute alles, was ihnen unter die Finger kam, ohne erst auf die Kistenaufschriften zu achten. Nur Beute machen und schnell nachhause.

Mama fürchtete sich ständig. Aber ihre Angst, daß ich aus lauter Hunger noch ganz schwach werde, ließ sie über sich selbst hinauswachsen, und so war sie auch auf „Grabilowka". Ich stand im Hauseingang und wartete auf Mama. Und wenn mit ihr etwas passiert und ich bleibe alleine? Nach einem dieser Beutezüge mußte sich meine Mama ihren Mantel mit Papas Hosenriemen zusammenschnüren. Alle Knöpfe waren ihr mit dem Futter herausgerissen worden. Knöpfe gab es nicht, Garn gab es nicht, Nadeln gab es nicht. Viele Frauen hielten ihren Mantel so zusammen.

Es war 1975, ich drehte „Zwanzig Tage ohne Krieg". Mein Wintermantel war mit einem Riemen gegürtet, wie ihn Mama hatte. Irgendwer aus der Aufnahmegruppe bemerkte: „Schaut nur – auf allen Fotografien dieser Jahre tragen die Frauen gerade solche Riemen. Ist das nicht verrückt! Sich nur vorzustellen – Krieg, aber die Mode lebt!"

Ich wollte damals erzählen, woher diese „Mode" kam. Aber beim Gedanken an diese Zeit wurde es mir kalt, ich fühlte mich einsam und verängstigt. Wie auf dem Balkon.

In jedem Haus hängten die Deutschen Bekanntmachungen aus. Darin hieß es, daß sich zu einer bestimmten Zeit alle Gesunden und Kranken mit den Kindern – unabhängig vom Alter – da und dort zu versammeln hätten. Bei Nichtbefolgen drohte Erschießen.

Der Hauptplatz für solche Ereignisse war der Blagowestschenski Basar. Hier hängten die Deutschen ihre Opfer auf, hier veranstalteten sie „Schau"-Hinrichtungen, Erschießungen.

Zu Hunderten strömten die Einwohner der Stadt aus allen Richtungen auf den Basar. Es bildete sich ein Kreis. Ganz vorne hatten unbedingt die Kinder zu sein, damit die Kleinen auch wirklich alles sahen – in erster Linie den hölzernen Galgen im Kreisinneren. An ihm hing die Schlinge. Auf dem Boden standen einige einfache Bänke oder lagen Holzkisten. Kinder müssen von klein auf wissen, daß man nicht stehlen und niemals brandstiften darf. Aber wenn du den Partisanen hilfst, dann schau nur hin, was dann geschieht . . .

Ich konnte es nicht ertragen, wie die Bank weggestoßen wurde und der Mensch hilflos zuckte . . . Das erstemal verstand ich ja noch nichts. Ich schaute interessiert auf alles. Dann wurde mir zum Umfallen schlecht. Und dann hatte ich begriffen . . . und Angst vor einer Wiederholung. Ich grub mein Gesicht in Mamas Schoß. Aber plötzlich fühlte ich, wie etwas Kaltes und Hartes mein Kinn hochriß. Mit einer energischen Bewegung wurde mein Gesicht zum Galgen zurückgedreht. Schau hin! Merk dir das! Diese elegante biegsame Peitsche mußte ich mir dann noch oft ansehen.

Damals war ich sechs. Ich nahm alles in mir auf und vergaß nichts. Ich hatte sogar zu weinen

verlernt. Die Kraft reichte nicht dafür. Ich wuchs in dieser Zeit und wurde erwachsen nicht in Tagen, sondern in Stunden.

Mamas karge Erzählungen über die Okkupation prägten sich tief in mein Gedächtnis ein. Sie wurden zu meinen eigenen. Und heute, wenn ich erzähle, ertappe ich mich plötzlich dabei, wie ich genau mit Mutters Tonfall sage: „Ach, wissen Sie, im Winter 1942 war das schlimmste der Morgen. Nachts schläfst du. Aber am Morgen mußt du wieder zu leben beginnen. Aber wie leben? Was essen? Womit heizen? Was trinken? Die Zapfstellen in der Stadt waren zugefroren. Die Wasserleitung zerstört. Das Wasser mußten wir aus einem Eisloch aus unserem Fluß, dem Lopan, holen. Schrecklich . . .“ Ja, es war wirklich schrecklich. Aber damals war das mein ganzes Leben. Das Vorkriegsleben – kurz und fröhlich – war zu Ende. Ein anderes hatte begonnen. Auch an das hatte ich mich schnell gewöhnt. Nie dachte ich darüber nach, ob unser Leben gut oder schlecht war. Ich kannte und erfüllte meine Verpflichtungen. Meine wichtigste Aufgabe war, Wasser heranzuschaffen.

Wenn ich mit meinen Eimern unsere Gasse hinunterging, sah ich schon von weitem eine endlose schwarze Schlange nach Wasser anstehen. Schwarz erschien sie mir auf dem weißen Schnee.

Vom Kopf bis zum Fuß vermummt, stehe ich in der Reihe. Nur meine Nase schaut heraus. Hände und Füße sind Eisklumpen, sobald man das Haus verläßt. Aber ich muß noch bis zum Eisloch. Muß anstehen . . .

Graue, düstere Gesichter der Leute in der Schlange. Kein einziges Wort fällt. Auch die Kinder schauen ernst vor sich hin. Und auch sie schweigen.

Ich aber möchte so gerne irgend etwas sprechen! Nur um den Hunger zu vertreiben, nur um nicht einzuschlafen . . .

Anfangs schöpfte ich immer zwei volle Eimer. Eigentlich waren das zwei große Blechbüchsen. Oben war durch Löcher einigemal Draht gezogen. Mir schnitt es davon fast die erfrorenen Hände ab. Aber ich mußte unbedingt Wasser nachhause bringen. Wie würde sich Mama freuen! Ich mache zehn Schritte und denke – ich kann nicht, ich schaffe es nicht. So beginne ich, ganz vorsichtig, ein bißchen auszugießen. Meine abgestorbenen Hände tragen diese verfluchten Eimer, und ich zähle die Schritte: „Papa ist an der Front, er hat es schwer . . . alle haben es schwer . . . Mama hat es schwer . . .“

Und plötzlich: „Einen Moment, Kind! Komm, komm her!“ Der Deutsche gibt mein Wasser seinem Pferd . . .

Wasser braucht man. Ich kehre um, zum Eisloch.

Mama hatte was zum Heizen aufgetrieben. Aus den zerstörten Häusern schleppten die Leute alles nur einigermaßen Brennbare weg. Niemand auf der Erde brauchte ausgefallene Bronzelüster, Marmorstatuetten, große Porzellanvasen . . . Für ein halbes Schwarzbrot konnte man auf dem Basar eine goldene Uhr eintauschen. Solche Sachen wurden von Leuten fast verschenkt, die sich nicht an die schreckliche Zeit anpassen konnten. Wenn sie

nichts mehr zu verkaufen hatten, starben sie still in ihren kalten, ungeheizten Wohnungen.

Wir hatten in der Mitte des Zimmers einen kleinen Kanonenofen. Alle hölzernen Möbel waren schon verfeuert, der Tisch, die Stühle, der Schrank. Mama beneidete alle, die ein Bett aus Holz hatten. Unseres war aus Eisen. Lange hielt der Ofen die Wärme nicht. Und wieder war es kalt. Vom Fenster her zog es. An seiner Innenseite war es an die zehn Zentimeter hoch mit Eis bedeckt. Nachts verstopften wir die Ritzen mit Handtüchern und Lappen. Morgens waren sie festgefroren. Das Wasser im Eimer hatte eine Eisschicht. Den ganzen Tag lagen wir angezogen im Bett und deckten uns mit allem möglichen zu, ja sogar den Läufer packten wir noch oben drauf. Wir schwiegen. Jeder dachte an das seine. Ich dachte an Papa.

Ich gehe mit Papa die Sumskaja-Straße entlang. Papa kauft alles, was ich mir wünsche. Dabei frage ich ihm Löcher in den Bauch: „Was ist das? Und wer ist das?" Und er, während wir so gehen, ahmt Verkäufer und Vorübergehende nach – alle, die mich interessierten. Ach sind wir lustig.

Und dann sagt er zu Mama:

„Ljol! Schau nur, wie sie reagiert. Ich weine, und sie weint. Ich lächle und mein Töchterchen strahlt. Nein, Ljol, das wird eine Schauspielerin. Das steht fest."

„Man muß realistisch bleiben", antwortet Mama. „Ljusja ist kein dummes Mädchen, aber sie ist nicht hübsch. Sie weint und lacht, pah! Aber wer kann das nicht?"

„Mein Töchterchen wird sich noch herausmachen. Dann wirst du aber schauen. Gebs Gott, daß ich das noch erlebe. Daß sie bloß den Familiennamen nicht ändert, es müssen doch alle wissen: Das ist Mark Gurtschenkos Tochter."

Ich lag mit Mama im Bett. Essen wollte ich schon nichts mehr ... Warum muß Papa das „erleben". Er wird immer leben. Warum soll ich den Familiennamen ändern? Ich habe doch immer Papas Namen.

Frühling zog ein. Wir öffneten Balkon und Fenster. Unser Balkon bot Aussicht auf den Hof eines Gebäudes, das später meine Schule wurde. Aber jetzt war dort eine deutsche Reparatureinheit einquartiert. Auf den Hof fuhren Autos, Kisten wurden abgeladen, Metallteile, Raupenketten.

Ich stand auf dem Balkon und beobachtete stundenlang das Leben der deutschen Einheit. Sie aßen dreimal täglich aus ihrem Kochgeschirr, direkt auf dem Hof. Dort stand ein großer Kessel auf Rädern. Abends sangen die Deutschen, hängten sich ein und schaukelten. Sie waren sehr ausgelassen, fanden wohl alles komisch. Plötzlich ging ein Deutscher mit seinem Kochgeschirr zur Seite. Wohin? Ich lehnte mich so weit über das Geländer, daß ich bald heruntergefallen wäre. Und da sah ich, wie er aus seinem Kochgeschirr Suppe in den Topf eines Mädchens löffelte.

Ich rollte fast die vier Treppen hinunter und rannte dorthin, wo ich das Mädchen gesehen hatte. Dort stand ein ganzer Haufen von Kindern mit Töpfen.

Am Abend hatte ich mich in die Truppe eingereiht.

Papa hatte immer gesagt: „Du

brauchst nichts zu fürchten, Töchterchen. Geniere dich nicht. Tu, was du denkst. Eine Schauspielerin muß ‚abstechen'. Das ist so ein Beruf, mein Kind."

Lange schweigend dastehen und mit kläglichen Blicken bitten? Nein! Man muß arbeiten. Ich wollte doch so sehr essen. Was für ein Duft. Ich rieche es noch heute. Es war dicke Bohnensuppe!

Ich bekam Gänsehaut. Was ich tun würde, das wußte ich noch nicht. Irgend etwas aber würde ich tun.

Die Deutschen erhielten Abendbrot. Sie begannen zu essen. Die Gespräche waren verstummt.

„Raszwetali Jabloni i Gruschi . . ."

Meine Stimme zitterte, als ich das Katjuscha-Lied begann. So lange hatte ich nicht aus vollem Hals gesungen. Aber für mich gab es keinen anderen Weg als heute zu singen. Von verschiedenen Seiten des Hofes erklang vereinzelter Beifall. Aber das genügte schon.

O Tannenbaum, o Tannenbaum . . .

Einige Deutsche kamen näher, um sich das russische Mädchen anzuschauen, das nicht ganz richtig, aber doch in ihrer Sprache sang.

Nachhause brachte ich einen bis zum Rand gefüllten Kochtopf mit schmackhafter, fetter Bohnensuppe. Nicht schlecht. Ich wußte, hungrig würde meine Mama jetzt nicht mehr bleiben. Ich ging auch auf Arbeit.

Im Sommer 1942 war ich eine Zeit lang der Haupternährer. Ich war stolz, das die Formulierung „Ljusja bringt das Essen" als Selbstverständlichkeit aufgenommen wurde. Sommer. Sonne. Früchte. Basar. Es herrschte eine völlig andere Stimmung. Bombardements gab es zwar, aber selten. Man war daran gewöhnt. Über den Tod wurde nicht gesprochen. An den Winter wollte sich niemand erinnern.

Einmal gingen wir sogar ins Kino. Die Filme waren alle in deutscher Sprache. Über diesen Film aber wurde in der ganzen Stadt gesprochen: Schönheit, Liebe, man tanzt, singt, Krieg gibt es nicht und gegessen wird so viel – so ein Leben wie im Traum! „Die Frau meiner Träume". Ich war zum erstenmal im Kino, hörte Musik, sah eine Schauspielerin, die sang und herrlich tanzte.

Nachts platzte meine Seele förmlich vom Klang dieser Musik, den neuen, seltsamen Harmonien. Das war neu für mich, völlig unbekannt . . . Aber ich begriff und bewältigte das Erlebte. Der Krieg muß bald aufhören, Papa muß bald zurückkommen.

Morgens beim Aufstehen war mein Entschluß endgültig: Wenn ich erwachsen bin, werde ich unbedingt Filmschauspielerin werden.

Ich lernte ein Lied aus diesem Film:

In der Nacht
ist der Mensch nicht gern alleine . . .

Ich war sicher, die Deutschen würden vor Begeisterung schreien und „Bravo" rufen.

Aber sie lächelten nur traurig, klatschten freundlich und sagten: „Lucia ist Schauspielerin." Manche waren sogar schweigsam geworden. Ich wußte damals noch nicht, daß sich die Front nä-

herte, und unsere Truppen schon bald Charkow einnehmen würden.

Im Herbst fuhr Mama wieder auf die Dörfer, Lebensmittel einzutauschen. Wir brauchten Wintervorrat. Im Schulgebäude war jetzt ein Lazarett. Der Zugang zum Gelände war mit Brettern vernagelt.

Ich hatte jetzt viel Freizeit und nichts zu tun. Wo war ich nicht überall den ganzen langen Tag über. Ich kannte alle Ein- und Ausgänge zu den Höfen, alle Häuser und Trümmerberge. Meine Augen waren ständig nach unten gerichtet. Jeden Tag glaubte ich, daß ich heute einen Geldbeutel oder Geld finde, das jemandem aus der Tasche gefallen ist. Mich verfolgte die Vorstellung, einen Schatz zu entdecken.

Aber ich fand keinen Schatz.

Dafür freundete ich mich mit einem Jungen an. Er rief mich in der Nähe eines zerstörten Hauses an:

„Hör mal du, wie heißt du? Willst du was verdienen?"

Man hatte gelbe Zuckermelonen vom Dorf auf den Basar gebracht. Sie dufteten zum Verrücktwerden.

Ich hatte nichts weiter zu tun, als die Aufmerksamkeit der Marktfrauen auf mich zu lenken. Hinter ihrem Rücken wurden derweil ganz still die Melonen beiseite geschafft. Es war so heiß, daß der Magen von der Hitze und vom Hunger zusammenklebte, im Kopf drehte sich alles. Die Marktfrauen mit ihren weißen Kopftüchern setzten sich erschöpft und hochrot in den Schatten und begannen zu essen. Schwarzbrot mit Speck!

Wie anfangen? Was sagen? Verständnissuchend und mitleiderregend schaute ich die Frauen an. Und schon erzählte ich, daß ich eine Vollwaise bin. Papa ist an der Front, ob er lebt, weiß keiner. Mama ist vor kurzem vor Hunger gestorben. Ich glaubte schon selbst alles. Die Tränen flossen mir nur so über das Gesicht. Zwei Tage habe ich schon nichts gegessen, sagte ich. „Oi, oi, dieser verteufelte Krieg . . ." Sie schnitten mir Brot ab und Speck . . .

Ich sei ein Prachtkerl, sagten meine neuen Freunde und gratulierten mir zur ersten Feuertaufe. Wir hatten neun Zuckermelonen. Speck, die Melonen, die unerträgliche Hitze . . . Mir wurde so schlecht, daß ich den Duft von Zuckermelonen bis heute nicht ertragen kann. Aber „Hähnchen" mag ich, die kleinen himbeerfarbenen Fruchtbonbons am Stiel. Wenn ich jetzt welche in der Stadt sehe, kaufe ich sie sofort. Ich sage zwar, daß sie für die Tochter sind. Aber kaum bin ich um die Ecke, beginne ich ganz langsam und genüßlich zu lutschen. Es ist, als sei ein unerfüllbarer Traum erfüllt. So viele Freuden wurden getötet in den Kriegsjahren.

Mir tut es um Mama leid. Leid, weil ihre besten Jugendjahre so vergingen. Und ihr tat es immer leid, daß meine Kindheit – die fröhlichste und sorgloseste Zeit – so verging. Aber damals lachten wir dennoch oft und weinten selten. Wenn wir weinten, dann bitterlich. Mir kam mein Leben ganz gut vor. Selbst die allerkleinste Freude genoß ich als großes, glückliches Ereignis. Als ich heranwuchs, begann ich allmählich zu verstehen.

Die Bekanntschaft mit Kindern

war ebenso gefährlich wie romantisch. Sie brachten mir allerhand bei. Gutes und auch Schlechtes. Unter anderem lernte ich zu stehlen.

Mama kehrte von einer „Tauschtour" mit einem Sack Bohnen zurück. „Ich kaufe bloß Zwiebeln, koche eine Bohnensuppe. Salz haben wir auch noch", so sprach sie mehr zu sich selbst, als sie bei einer Händlerin Zwiebeln auswählte.

„Mam! Komm mit . . ."

Wir gingen zur Seite. Mama schaute mich besorgt an:

„Los, was hast du?"

Ich reichte ihr eine große blaue Zwiebel.

„Entsetzlich! Wo hast du die genommen?!"

„Als du mit der Frau gesprochen hast . . ."

Ich konnte den Satz nicht einmal beenden, so schnell hatte ich eine Backpfeife.

„Wie entsetzlich! Woher hast du das bloß?"

Woher, woher . . . Selbst geht sie zu ihren Tauschereien, und ich warte auf sie. Was sie mir hinstellt, ist so schnell aufgegessen, und was dann? Bin ich denn alleine so? Nein, alle Kinder sind wie ich. Ich dachte, sie freut sich.

Zuhause hatte sich Mama wieder etwas beruhigt, sie nahm mir mein Wort ab, daß „das" das erste und das letzte Mal war. Ich gab mein Ehrenwort.

Ljudmila Gurtschenko und der bekannte sowjetische Schauspieler Oleg Borissow in dem Film „Die Arbeitersiedlung"

„Ljusja, nun iß doch noch ein paar Löffel. Du stirbst mir noch. Ich bitte dich."

So sehr sie sich auch angestrengt hatte, außer Bohnen hatte sie für den Winter nichts aufgetrieben. Salz war schon lange ausgegangen. Bohnen brachte ich nicht mehr hinunter. Ich lag den ganzen Tag bewegungslos da. Mama war verzweifelt auf der Suche nach Eßbarem. Sie war schon soweit, daß sie glücklich gewesen wäre, wenn ich mich auf dem Markt wieder selbst versorgt hätte, aber ich konnte ja nicht mehr laufen.

Der Winter 1942/43 ist in meinem Gedächtnis ein einziger schwarzer Fleck. Ich erinnere mich nur bruchstückhaft an alles, nur Dunkel und dann ein Fetzen Licht. Als unweit Bomben explodierten, sagte Mama: „Herrgott, laß mit einem Schlag alles zu Ende sein. Ich habe keine Kraft mehr!" Ich war gleichgültig.

Aus Erzählungen weiß ich, daß das eine schreckliche Zeit für Charkow war. Pausenlose Bombardements und pausenloser Beschuß. Die deutschen Lebensmittellager brannten. Aber die Leute saßen zuhause – so schlimm war es. Nur die Verwegensten riskierten es . . .

Mama sagte, daß sie mich nur mit Schmorfleisch wieder auf die Beine gebracht hätte. Sie war ständig unter jenen, die alles riskierten. An den Geschmack des Fleisches kann ich mich nicht mehr erinnern.

15. Februar 1943. Die Rote Armee befreit Charkow zum erstenmal.

„Das war bei den ‚ersten Deutschen', das war bei den ‚zweiten Deutschen' " – die Formulierungen kennt jeder, der den Krieg in Charkow überlebte.

Die „ersten Deutschen" waren für immer abgezogen. Es kamen unsere. Aber der Kampf um die Stadt ging weiter. Die Deutschen hatten sich vor Charkow verschanzt. Die Unseren konnten

Musik, Tanz, Lieder, Dramatik – das ist das Element der Schauspielerin.

Die Gurtschenko und der beliebte sowjetische Schauspieler Alexander Schirwindt in der Fernsehsendung „Benefiz"

die Stadt etwa zwei Wochen halten. Es kamen die „zweiten Deutschen". Das waren Eliteeinheiten der SS. Der eiserne Stampfen der Stiefel, die abgehackte, bellende Sprache, die schwarze Uniform und besonders das schneidige „Heil" – nichts ähnelte den „ersten Deutschen".

Die „zweiten Deutschen" verhängten die Sperrstunde. Wer sich nach sechs Uhr abends auf der Straße aufhielt, wurde auf der Stelle erschossen. Während der Okkupation gab es so viele Verordnungen und Befehle, daß die Vorsicht der Leute allmählich nachließ. Aber als nach dem Befehl über die Sperrstunde schon am nächsten Morgen Tote auf der Straße lagen, war klar, daß die „zweiten Deutschen" ihre Befehle ohne Verzug durchsetzten. Nach sechs Uhr abends war die Stadt nun ausgestorben. Nur vereinzelte Schüsse, nur die Stiefeleisen waren zu hören.

Morgens, mit dem ersten Licht begann das Leben. Als wollten die Leute alles Versäumte vom letzten Abend nachholen. Alle drängten aus ihren Häusern und eilten zum Basar. Dort war alles. Essen, Kleidung, Geld, Hoffnung – Leben!

Mama und ich liefen auch zum Basar. Mama handelte jetzt mit Tabak. Ein Freund von Papa, Onkel Wasja, ein blinder Zieharmonikaspieler, hatte uns geholfen. Er hatte eine kleine schwarze Brille und einen Stock. Seine Frau handelte ebenfalls mit Tabak auf dem Basar. Onkel Wasja spielte in einer kleinen Kneipe auf seiner Harmonika. Beide hatten Mama das Geld für den Tabak geborgt. Dann wurde Onkel Wasja umgebracht. Abends holte ihn seine Frau immer ab. Ihr Heimweg führte durch die ganze Stadt. Eines Tages verspätete sie sich. Die Kneipe schloß, und Onkel Wasja machte sich allein auf den Weg. Er geriet in die verfluchte Sperrstunde.

Die „zweiten Deutschen" dachten sich immer neue Grausamkeiten aus. Beispielsweise Treibjagden. Sie veranstalteten sie an den belebtesten Plätzen, meistens aber auf dem Basar.

An solch einem belebten Ort schlossen sie dann zuerst ganz unauffällig einen Kreis. Plötzlich, auf Kommando, zogen sie die Schlinge zu, drängten die Leute von den Verkaufstischen weg, warfen die Waren auf die Erde. Mit Gewehrkolben stießen sie die Leute immer enger zusammen. Wenn der Kreis so eng war, daß schon keine Luft mehr zu kriegen war, dann öffneten die Deutschen eine Seite . . . Aber von der anderen ließen sie die Bluthunde los. Alle Schreie verschmolzen zu einem einzigen schrecklichen: „Oooo!"

Diese verfluchten, klugen, dressierten Tiere wußten, was zu tun war. Sie trieben die Masse erschrockener und völlig verwirrter Menschen in eine bestimmte Richtung – zu den schwarzen, geschlossenen Autos, den „Vergasungswagen".

Sie füllten sich mit Menschen und fuhren ab. Die Glücklichen, die nicht mehr hineingepaßt hatten, wurden entlassen.

Wir retteten uns vor dem Vergasungswagen. Als die Hunde die Massen trieben, stieß mich Mama kräftig in den Rücken. Ich fiel hin, und sie warf sich über mich. Alle liefen ganz nah an meinem Gesicht vorbei, sie stolperten

über unsere Beine, schimpften, stürzten und rannten weiter. Als wir auch weiterliefen, preßte Mama meine Hand schmerzhaft zusammen und keuchte im Laufen: „Hauptsache wir kommen zu spät ... hab keine Angst vor den Hunden ... sie beißen nur die, die in Panik geraten. Davon stirbt man nicht, Hauptsache verspäten ...“

Wir kamen zu spät. Aber ich sah noch ganz nah, wie schwarz und schrecklich es im fensterlosen Auto war. Wie die Leute dicht aneinandergepreßt und mit angstverzerrten Gesichtern aus dem Auto schauten, wie sie zum letzten Male nach frischer Luft schnappten ...

Während des Krieges sah ich täglich die verborgensten menschlichen Gefühle. Ich sah Augen, in denen Schreck und Todesangst, der Wunsch zu töten und das Glück, noch nicht tot zu sein, standen. Mit den Jahren hat alles Spuren in der Seele hinterlassen, die sich dann auf der Leinwand ausdrückten. Ich sah in meinem Leben ebensolche gequälten Frauen wie meine Maria im Film „Die Arbeitersiedlung“. Es gab viele, die äußerlich ebenso grob, beißend und wütend waren wie die Schura in „Der gemeinsame Weg“. Charakter, Kleidung, Sprache – alles stammt aus meiner Kriegskindheit.

Am 23. August 1943 befreite die Rote Armee unsere Stadt. Unsere Straße entlang zum Zentrum marschierten wieder Truppen. Panzer, Autos, Soldaten in funkelnagelneuen Uniformen mit knarrenden Stiefeln. Die Erwachsenen sagten, daß das unsere neuen „motorisierten Einheiten“ sind.

Die zweite Befreiung Charkows ist für mich verbunden mit dem Geschmack und dem Duft der Akazien. Von allen Seiten bestürmten die Charkower die Soldaten mit Sträußen aus rosa und weißen Akazien. Sie schmecken süß, vor allem die rosafarbenen. Ich weiß das genau. Wenn ich damals essen wollte, lutschte ich mit Vergnügen Akazien.

Sonnenschein und Akazienduft lagen über unserer befreiten Stadt. Mir gelang es, mit einem Panzer bis zum Zentrum mitzufahren, direkt auf der Kanone!

Am 1. September 1943 wurde ich eingeschult. Innerhalb einer Woche war die Schule aufgeräumt, geputzt und hergerichtet worden. Bänke gab es nicht, Tafeln gab es nicht, auch keine Bücher und Hefte, Kreide fehlte – doch der Unterricht begann.

Mama arbeitete im Kino als Ansagerin eines Jazz-Orchesters, das das Publikum vor der Vorstellung unterhielt. Ich war nach der Schule im Kino. Filme gab es nur wenig. Jeden sah ich an die fünfzigmal. Von allen Filmen kannte ich nicht nur die Lieder, sondern die gesamte Musik. Sie klang mir nachts in den Ohren. Ich konnte nicht einschlafen. Aber wie konnte man auch nach dem „Unsterblicher Walzer“ schlafen?

Nach diesem Film verstand ich zum ersten Mal, daß Mama recht hatte, wenn sie zu Papa sagte: „Ljusja ist kein hübsches Mädchen.“ Ja, sie hatte recht. Einige Zeit schaute ich nicht mehr in unseren Spiegel. Es genügte mir, daß alles in meinem Inneren sang. Ich war verliebt in Strauß, tanzte mit ihm im weißen Hut und sang mit der hohen Stimme

Karla Donners.

Ganz tief im Innersten meiner Seele hegte ich die Hoffnung, daß irgend etwas mit mir passiert, daß ich mich verändere, schön werde. Ich bin ja noch nicht so groß. So schön wie Karla Donner werde ich nicht. Aber schön werde ich. Unbedingt. Auf meine Weise.

Zuhause war ich jetzt überhaupt nicht mehr. Ein neues Leben hatte begonnen. Ich mußte einfach jede Freude festhalten. Im Kino, im Jazz-Orchester und selbst aufzutreten, war auch schon höchste Zeit. Mich zerriß es fast, in mir geriet alles durcheinander, vor allem dann, wenn es wieder einen neuen Film gegeben hatte. Alle arbeiten, aber ich sterbe, ich gehe zugrunde. Und die Zeit vergeht . . .

In den Gebäuden des ehemaligen Klosters befand sich ein großes Hospital. Ich schlich mich hin. Und schon bald mußte ich nach der Schule wenigstens für eine Stunde in „meine" Krankenzimmer gehen. Die Verwundeten erwarteten mich. Ich sang ihnen etwas vor, erzählte, was so alles in der Stadt passiert, erfüllte kleine Aufträge und belustigte sie. Das wichtigste ist, den Geschmack, die Wünsche und die Träume „seines Publikums" zu kennen. Es störte mich überhaupt nicht, daß ich ohne Begleitung sang. Daran war ich ja gewöhnt. Hände, Füße, Schultern, Augen ersetzten mir alles. Ach, wie ließ ich meine Phantasie spielen. Am Ende meiner Auftritte konnte ich es mir wieder leisten, etwas Übermütiges, Freches zu singen und sogar Papas „Tschetschotka" und mein effektvolles, tolles „Ch-ch-cha!" loswerden.

Nach meinen Vorstellungen beschenkten mich die Kranken und die Pflegerinnen stets mit irgendeiner Leckerei. Mit dem Essen war es immer noch schwer.

Ich ging völlig erschöpft nachhause. Mir gefiel es, von den Auftritten müde zu sein, ich fühlte mich schon als Schauspielerin, die sich für ihre Zuschauer völlig verausgabt. „Nur so kann man leben, nur so."

Das Neujahrsfest 1945 feierten Mama und ich in einer Handwerksschule. Die Schüler arbeiteten tagsüber an Werkzeugmaschinen und abends beschäftigten sie sich in einem Laienspielzirkel, den Mama leitete. Lohn gab es wenig für diese Arbeit, dafür aber bekamen wir an den Zirkeltagen das Mittag- und Abendessen (der 45er Winter war wieder sehr kalt und hungrig). Ich zählte: Dienstag, Donnerstag, Sonnabend! Das bedeutete erstens, daß es zu essen gab, und zweitens, daß ich beim Einstudieren neuer Lieder dabei sein durfte. Die meisten Lieder erhielten wir von der Front, von Papa. Er steckte in seine Briefe immer Notenblätter und Texte.

Für mich war es ein Wunder, wie im Verlaufe der Probe aus einem stummen Stück Papier, einem zerknitterten Blatt aus einem dreieckigen Soldatenbrief, ein lebendiges Lied entstand.

Die Kinder aus Mamas Zirkel sangen als erste in Charkow Frontlieder. Und wer schickte diese Lieder direkt von der Front, von der vordersten Linie? Mein Papa!

Das neue Jahr 1945! Es war das erste Neujahrsfest, das Mama und ich seit Kriegsbeginn feierten. Hatte es das überhaupt gege-

ben, „Neujahr", wer feierte es? Ich wußte es nicht. Nun aber hatten wir 1945! Mit einem echten Tannenbaum, es wurde getanzt, und natürlich traten die Laienkünstler auf.

Dann war der Krieg zu Ende.

Seit Mitte September gab es in unserer Straße, auf unserem Hof abendliche Feste. Sie waren für die aus dem Krieg heimgekehrten Männer, Söhne und Bräutigame. Über die ganze Straße erklang die Harmonika, es wurde gesungen, gewehklagt und laut geschluchzt... An so einem Abend konnte mitmachen wer wollte, die Freude gehörte allen. Alle Kränkungen waren verziehen.

Mit dem ersten Morgenlicht klopfte es eines Tages an unsere Tür.

„Ljol, ich bin es. Mach auf, hab keine Angst."

Das war mein Papa!

Von nun an weckte er mich morgens zur Schule:

„Steh auf, mein Schwälbchen. Du mußt unbedingt lernen, damit du nicht wirst wie ich."

Er gab mir eine kleine Büchse Brei mit in die Schule, die ich schon in der ersten Pause auslöffelte. Dann stand er neben dem Tor, wischte sich die Tränen ab und wartete, bis ich um die Ecke verschwunden war. Was für ein Glück. Wenn ich dann nachhause kam, erwartete mich Papa.

Nach dem Krieg war Papa wieder Harmonikaspieler. Er erfreute mit seiner Kunst kriegsgeschwächte, an Dystrophie erkrankte Kinder in einem Sanatorium. Zusammen mit Papa hatte auch Mama hier Arbeit gefunden.

Dieses Sanatorium war die erste Etappe in unserem Nachkriegsleben. Alles wurde nun besser. Papa und Mama verjüngten sich buchstäblich. Jeden Tag gingen sie glücklich zur Arbeit. Zu den Kindern! Wie vor dem Krieg! Unglaublich, es war alles vorbei, das Unglück, die Strapazen, das Leid.

Ich wuchs in einer seltsamen, ungeordneten und – kann sein sogar unvernünftigen, aber sauberen, guten und absolut irrationalen Familie auf. Meine große Leidenschaft, Schauspielerin zu werden, wurde von Papa unermüdlich am Schwelen gehalten. Er glaubte an mich. Ich verfolgte meinen Traum zielstrebig, ohne Zweifel und Bedenken, alles dazu Notwendige auf meinem Weg förmlich in mich einsaugend.

Und so gelangte ich direkt auf die Leinwand. Aufrichtig, an das Gute glaubend, lebensfroh und mit dem Wunsch, mich unbedingt von anderen zu unterscheiden.

Das Jahr 1956. Sommer. Mein drittes Studienjahr an der Filmhochschule. Ich war 20 Jahre.

Viele Schauspielerinnen hatten Probeaufnahmen für die Rolle der Lenotschka im Film „Nun schlägt's 13!". Zu den Aufnahmen trug ich Lolita Torres' Lied aus dem Streifen „Alter der Liebe" vor. Alle sagten, daß ich ihr ähnlich sei, was mir sehr gefiel. Ich kopierte sie so, daß man mit geschlossenen Augen nicht wußte, wer sang, die Torres oder ich. Alle waren begeistert, aber ich am meisten.

Dennoch war ich durchgefallen. Von mir war im künstlerischen Rat keine Rede.

Ich ging über den Studiokorridor. In meinem Gesicht stand ge-

schrieben: „Ich will alles, ich kann alles, ich liebe alle". Da kam Iwan Pyrjew, ein bekannter Regisseur. Ich schaukelte noch stärker in den Hüften, hob den Kopf noch höher. Pyrjew sah mich und runzelte die Stirn, aber dann zeigte sich doch so etwas wie Interesse in seinem Gesicht.

„Moment mal", er schob mich ans Licht. „Ich hab Sie schon irgendwo gesehen."

„Ich hatte Aufnahmen für ‚Nun schlägt's 13!'"

„Ah, ich erinnere mich. Aber warum schneidest du solche Grimassen?"

Pyrjew betrachtete mich sehr ernst und aufmerksam.

„Na, gehen wir."

Im Studio ging er auf den Hauptkameramann zu und sagte: „Hier hast du eine Schauspielerin. Nehme sie mal vorteilhafter auf. Arbeite am Porträt – es soll ein Mensch werden."

So kam ich ganz unerwartet doch noch zu einer Rolle, für die ich den Test nicht bestanden hatte.

Was für ein Glück war das für mich, als ich im schwarzen Kleid und mit weißem Muff das „Lied von der guten Laune" sang. Nur davon hatte ich an den hungrigen und schrecklichen Abenden meiner Kindheit geträumt, als ich berauscht die Melodien aus dem „Unsterblichen Walzer" vor mich hinsummte.

„Nun schlägt's 13!" – das war das Resultat meines 20jährigen Lebens im Elternhaus.

Und niemals war ich wieder so. Niemals.

Denn schon am nächsten Tag hatte mich der Ruhm eingeholt. Er betäubte mich. Dafür war ich noch nicht reif. Der Ruhm zerstörte mich und brachte mich völlig durcheinander. Wie viele Male versuchte ich dann in meiner Dummheit, Lenotschka in anderen Filmen zu wiederholen. Es waren klägliche Versuche, mich selbst zu kopieren. Enttäuschend für das Publikum. Nach und nach wurde ich „zweite Garnitur". Hilfe, Rat, Unterstützung gab mir niemand. Die Eltern lebten in Charkow. In Moskau war ich vollkommen allein.

Wie schlimm, wenn der Ruhm einen zu jungen Schauspieler erreicht! Er kann noch nichts, er ist noch Rohmaterial. Nach einem großen Erfolg erwartet man Wunder von dir, und wenn du das machst, was noch vor kurzem alle entzückte, dann sind sie enttäuscht.

Nach „Nun schlägt's 13!" war ich viele Jahre keine ernsthafte Schauspielerin, ich wurde dem leichten Genre zugeschlagen. Ich litt unter dieser Zurückstellung. Beim Film gab es lange, endlose Jahre keine Rollen für mich. Aber nicht arbeiten, das konnte ich auch nicht. Im besten Alter, voller sprühender Energie – und keine Arbeit. Keine Rolle für mich. Wohin mit mir selber?

Meine ganze „Bereitschaft", meine ganze ungenutzte Energie verlegte ich auf den Gesang, auf die Unterhaltungskunst. Ich nahm an Gastkonzerten teil. Dann schloß ich mich dem „Sow-

Ein Zufall führt in einem Bahnhofrestaurant die Helden der Tragikomödie „Ein Bahnhof für zwei", die Kellnerin Vera (Gurtschenko) und den Musiker Platon (Oleg Bassilaschwili), zusammen.

remennik", dem damals populärsten Theater Moskaus, an.

In den Programmheften, am Ende der Darstellerliste war zu lesen: Mädchen – Gurtschenko; Vorbeigehende – Gurtschenko; Mädchen mit Münze – Gurtschenko.

„Du mußt von diesem Theater weg. Dort wird nichts aus dir."

Papa sprach als erster meine Gedanken laut aus. Aber ich wartete. Hoffte auf eine Rolle ... Drei Jahre. Schließlich verschmerzte ich auch das. Ich trennte mich vom „Sowremennik".

Dann schrieb ich Lieder für meine Auftritte. Als ich sie dem Rundfunk vorschlug, sagte man zu mir: „Warum schreiben Sie Lieder? Filmen Sie doch ..." Ich versuchte es beim „Satire"-Theater in Moskau. Aber der künstlerische Rat des Theaters schaute mich bei meinem Vorspiel mit so eiskalten Augen an, daß ich gegen alle Regeln meinen Vortrag selbst unterbrach.

Es liefen dann einige Filme, mit denen ich kleine Erfolge, Teilerfolge hatte.

1965 drehte ich „Die Arbeitersiedlung". In fünf Episoden mußte ich ein großes menschliches Drama spielen.

Ich wußte, daß es keine Probeaufnahmen mit anderen Schauspielerinnen geben würde. Das hatte mir Regisseur Wengerow eindeutig gesagt. Und ich, glücklich wie ich war, flatterte bei „Lenfilm" wie eine von der Revue im himbeerfarbenen Kostüm mit Fuchsstola an. Auf dem Kopf trug ich ein himbeerfarbenes Hütchen mit Schleife, an den Beinen schwarze Netzstrümpfe mit Rosenmuster. Schick!

Als mich der Aufnahmeleiter sah, wurde er bleich: „Wolodja. Dieses Flittchen wird nur über meine Leiche in der ‚Arbeitersiedlung' spielen", sagte er zu Wengerow.

In Maske und Kostüm ging ich ins Studio, um mich an die Dekoration zu gewöhnen, um mich auf die Rolle, auf die Probe vorzubereiten. Ein leeres, ärmliches Zimmer. Im Haus herrscht großes Leid. Marias Mann kann sein Unglück, seine Blindheit, nicht überwinden. Er trinkt. Und Maria hält das nicht aus. Sie nimmt ihren Sohn und verläßt das Haus, ihr invalider Mann bleibt allein zurück.

„Sie sollten hier saubermachen ... Gleich kommen die Schauspieler. Warum sitzen Sie überhaupt in der Dekoration?" höre ich die gereizte Stimme des Aufnahmeleiters.

„Meinen Sie mich?"

„Natürlich Sie, wen sonst? Ach, Entschuldigung, wer ist denn das! Ljudmilotschka! Liebe! Entschuldigen Sie, ich hab Sie nicht erkannt ..."

Es gab eine gute Presse. Aber das war eine Eintagsfliege. Um mein Schicksal beim Film zu ändern, hätte ich mehr große, maßstabsetzende Rollen gebraucht. Aber die gab es noch lange, lange nicht.

Warum schreckte ich die Leute ab, nachdem ich erwachsen geworden war! Ich begriff nicht, was los war. Fast alle, die ich öfter treffen konnte und die mich besser kannten, wurden zu Freunden. Aber wer nur einmal mit mir zu tun hatte, wandte sich ab. Mein Leben bestand aus Mißerfolgen. Die schmerzhaftesten Enttäuschungen bereitete mir meine Arbeit.

Erst spät begriff ich, daß ich Papas Ratschläge schon mit 17 hätte ablegen müssen. Aber sie begleiteten mich mein ganzes Leben, in der ersten Minute einer neuen Bekanntschaft versuchte ich mich „hervorzutun". Wenn man dich zu einer Rolle einlädt, dann ist die erste Hürde der Regisseur. Lange Zeit war diese Etappe für mich die erste und die letzte. „Was ist mit ihr? Im Institut hieß es, sie spielt nicht schlecht, und in ‚Nun schlägt's 13!' war sie ein normaler Mensch", las ich in den erstaunten Augen des Regisseurs.

Mit einem sehr bekannten Regisseur gelangen mir die Probeaufnahmen. Er schrieb mir sogar: „Wir suchen eine neue Maske und machen noch eine Probeaufnahme." Über dieses „noch eine" verfiel ich wieder in Papas Rat. Der Regisseur, ein intelligenter, zurückhaltender Mensch, einer der interessantesten Regisseure des Landes . . . und ich legte los! Ich wirbelte herum, drehte mich, spielte mich auf, sang, kopierte, ein bißchen Charkower Slang fehlte auch nicht, Tschetschotka. Wieder der erstaunte Blick: „Was hat sie? . ." Er nahm eine andere Schauspielerin.

Die Rollen, die ich nach bestandenen Probeaufnahmen spielte, kann man an den Fingern abzählen. Meist bekam ich die Rollen zufällig, entweder wurde schnell eine Schauspielerin gebraucht, oder der Regisseur nahm mich ohne Probeaufnahmen für eine Episode.

Es ist mir nie gelungen, ständig mit einem Regisseur zusammenzuarbeiten. Waren die Dreharbeiten abgeschlossen, dann wußte ich wieder nicht, was morgen wird, welcher Regisseur mich einladen wird. Und wieder alles schon Gehabte: sich beherrschen, irgend etwas spielen, was deinem Wesen nicht entspricht. Schmerz aus den Treffen mit Regisseuren erlitt ich genug. Bis ich beschloß: Sagt dir ein Regisseur eine Rolle zu – ausgezeichnet. Bedank dich – und vergiß es. Besser nicht daran glauben.

Im Frühjahr 1973 begann ich überraschend mit Aufnahmen für drei interessante Rollen. In den Filmen „Wanjuschins Kinder" und „Ein offenes Buch" in Nebenrollen und in „Alte Mauern" in der Hauptrolle.

Zwischen „Nun schlägt's 13!" und den „Alten Mauern" lagen 17 Jahre.

Der gesamte künstlerische Rat von „Lenfilm" entschied, daß meine Probeaufnahmen die besten waren, aber die Rolle nicht für mich geeignet sei. Da schaltete sich der Regisseur Viktor Tregubowitsch ein:

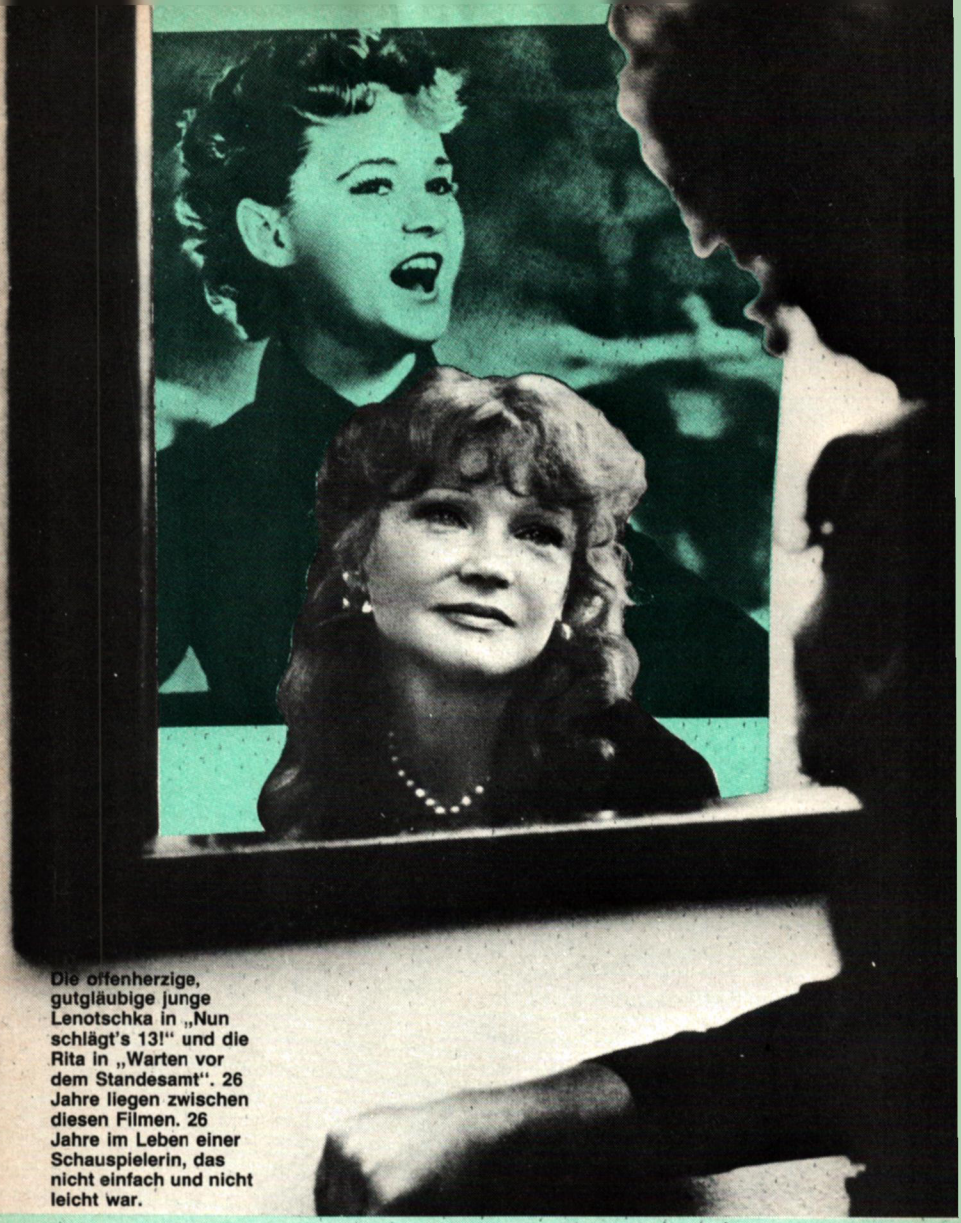
„Wenn es die beste Aufnahme war, dann heißt das, diese Schauspielerin wird drehen. Mich stört es nicht, daß sie Komödien spielte. Das ist sogar interessant. Ich sah sie in ‚Arbeitersiedlung' . . ."

So wurde ich Direktor.

Am 12. Juni 1973 fuhr ich während der Dreharbeiten zu den „Alten Mauern" nachhause. Ich erinnere mich sehr gut, daß es der 12. Juni war, es war der letzte Tag, den ich zusammen mit Papa verbrachte. Fünf Tage später starb er.

Papa war sehr froh, daß ich es doch geschafft hatte.

„Was wollte ich dir bloß sagen,



Die offenherzige, gutgläubige junge Lenotschka in „Nun schlägt's 13!" und die Rita in „Warten vor dem Standesamt". 26 Jahre liegen zwischen diesen Filmen. 26 Jahre im Leben einer Schauspielerin, das nicht einfach und nicht leicht war.

Töchterchen. Ach, ich weiß es wieder. Es sind nicht deine Rollen, die du spielst. Es sind solche ... ich kann es nicht ausdrücken. Du brauchst jetzt eine gute Rolle – eine, die dich wappnet."

„In diesem Film spiele ich –

nein, keine solche, das stimmt. Aber für mich ist sie doch eine ‚Waffe'. Ich bin Direktor."

„Was für ein Direktor? Ein echter? Ach wozu, Töchterchen. Die Leute werden dir das nicht abnehmen. Wer ist der Regisseur?"

„Tregubowitsch."

„Ich würde das an seiner Stelle nicht riskieren."

Papa kannte immer alle Szenarien und teilte meine Bedenken. Er konnte mit einer einzigen Bemerkung das Wesen der ganzen Rolle treffen. So war es auch an diesem Tag.

„Wer herumschreit, mit der Faust auf den Tisch schlägt und dir dann auf die Schulter klopft: ‚Prachtkerl, mein Bester', der ist kein Direktor. Solche Leute haben keine Achtung. Ich möchte zu meinem Direktor mit offenem Herzen kommen."

Nein, ich werde auf keinen Fall schreien und mit der Faust auf den Tisch schlagen. Meine Arbeiterinnen werden mich nicht fürchten, sie sollen zu ihrem Direktor mit offenem Herzen kommen. Mein Direktor wird kein „Leiter" im herkömmlichen Sinne sein. Mein Direktor wird leise sprechen, Wärme ausstrahlen und voller Enthusiasmus sein – wie mein Papa. Er ist auch einer aus den „alten Mauern".

„Töchterchen, was meinst du, wenn du mit diesem Direktor zurande kommst, ob man dir den

1983 fand in New York eine Woche des sowjetischen Films statt. Das Aufnahmeteam des Streifens „Warten vor dem Standesamt" vertrat auch Ljudmila Gurtschenko, Volkskünstlerin der UdSSR.

Titel ‚Volkskünstlerin' gibt. Ich möchte die ‚Völkskünstlerin' so gern noch erleben. Volkskünstlerin! Das heißt, das ganze Volk liebt dich . . ."

Man schrieb 1976. Ich filmte im Rigaer Studio. Am Abend ein Anruf aus Moskau: „Guten Tag, hier ist Michalkow. Haben Sie Tschechows ‚Platonow' gelesen? Dort gibt es eine Generalin. Ich möchte Ihnen die Rolle zurechtschneidern. Ich werde Sie anrufen."

Aber es kam kein Anruf. Normal. Es gibt keine Wunder. Daran bin ich schließlich gewöhnt. Inzwischen hatten auch die Aufnahmen für das Musical „Mama", eine Coproduktion von „Mosfilm", Rumänien und Frankreich, begonnen.

Zuhause klingelte das Telefon: „Hier ist Michalkow. Ich war im Krankenhaus. Jetzt beginnen sofort die Proben. Kommen Sie morgen ins Studio."

„Ich kann nicht. Ich spiele schon in ‚Mama'."

„In was für einer Mama? Ist das Ihr Ernst?

„Der Film heißt so – ‚Mama', ich spiele die Ziege."

„Ziege? Was für eine Ziege? Ich hatte Sie doch gebeten, sich für den Sommer freizuhalten! Ich habe die Rolle extra für Sie geschrieben!"

Ich hätte heulen können. Sagte er wirklich die Wahrheit?

Zu den Proben bei Michalkow kam es doch noch. Die Aufnahmeleiter beider Filme hatten alles vereinbart.

Am 14. Juni stand ich auf Schlittschuhen auf dem Eis – vor der Kamera. Ach, wie war ich glücklich. Ich drehte in einem Musikfilm und gleichzeitig spielte ich eine dramatische Rolle, davon hatte ich geträumt. Die kräftezehrenden, unausgefüllten Jahre waren endgültig vorbei.

Nach zehn Minuten lag ich den Mitgliedern des sowjetisch-rumänischen Filmteams von „Mama" zu Füßen . . . Ein Zirkusclown hatte auf dem Eis herumgealbert, stürzte auf mein Bein und das brach. Einfach und schnell. Alles aus.

Nach zwei Jahren wieder ein überraschender Anruf:

„Hier ist Michalkow. Sei gegrüßt, Ziege. Ich will versuchen, in kürzester Zeit einen Film zu drehen, ich habe nur drei Monate bis zum Winter. ‚Fünf Abende' ist der Titel. Ich brauche Schauspieler, die sich schnell in eine Rolle einfühlen. Was machst Du jetzt?"

„Ich bin frei," sagte ich ohne zu überlegen. Schon am Abend sagte ich dem Filmteam ab, bei dem ich Proben machen sollte.

Vor den Aufnahmen wurde repetiert. Das fürchtete ich wie das Feuer. Aber Michalkow hatte mich längst erkannt. Er war der erste, der in mein Inneres eingedrungen ist, meine Eklektik und meine Tschetschotkas verstand. Aus diesem Vertrauen flossen neue Kräfte.

Die Zeit des Filmens begann. Meine Zeit, meine Kräfte, meine Phantasie und Energie gehörten nur noch dem Film – meinem liebsten Beruf.

In Konzerten trete ich nur noch von Zeit zu Zeit auf, nur neben der Rolle, die ich gerade spiele. Ich habe auch aufgehört, Lieder zu schreiben. Mann kann nur eine Sache ganz von Herzen tun. Ich entschied mich für den Film.

SCHACH

Isaak LINDER,
Kandidat der Wissenschaften,
Schachhistoriker
Fotos: Isaak LINDER/Anatoli BOTSCHININ

Nur ein einziger Schachspieler kann aus den Anwärterwettkämpfen um die Weltmeisterschaft als Sieger hervorgehen und damit auf den Schacholymp hoffen. Angesichts der Kompliziertheit des Schachspiels schienen nur erfahrene ältere Spieler berechtigte Gewinnchancen zu haben. Jedoch das uralte Spiel wird zunehmend jünger. Großmeister Garri Kasparow aus Baku erklomm die vorletzte Stufe auf dem Wege zum Schachthron bereits mit 20 Jahren.

In den letzten Jahren ging er mit Riesenschritten voran. Mit jedem Turnier und jedem Wettkampf wurde sein Stil universeller, vertieften sich seine theoretischen Kenntnisse und trug er immer gewichtigere Siege davon. Besonders stark beeindruckten die Siege bei drei bedeutenden internationalen Turnieren, die in Jugoslawien stattfanden: in Banja Luka (1979), in Bugojno (1981) und in Nikšić (1983). Wegen reicher Phantasie und hoher Rechenkunst nannte die jugoslawische Presse Garri einen ,,beseelten Computer".

Erstmalig Teilnehmer am Kampf um die Weltmeisterschaft, gewann Kasparow das Interzonenturnier in Moskau und besiegte bei den Wettkämpfen nacheinander Alexander Beljawski (UdSSR), Viktor Kortschnoi (Schweiz) und Ex-Weltmeister Wassili Smyslow.

Seit 1948 konnte ich fast alle Wettkämpfe um den Weltmeistertitel unmittelbar beobachten und kann mit Recht sagen: Der Wettkampf zwischen Garri Kasparow und Wassili Smyslow fand in diesem Frühjahr in Vilnius auf einem Niveau statt, das dem der Titelkämpfe in nichts nachstand. Dieses Match endete mit einem überzeugenden Sieg von Kasparow: vier Siege, neun Unentschieden und keine einzige Niederlage.

Wassili Smyslow fand zu seinem jungen Rivalen keinen passenden ,,Schlüssel", doch kann man ihm deswegen kaum Vorwürfe machen. Er hatte es nicht mit einem Heißsporn zu tun, der sich unüberlegt ins Schachdickicht stürzt, sondern mit einem Strategen, der alle Vor- und Nachteile einer Stellung sorgfältig abwägt. ,,Mit jedem Tag", sagte Wassili Smyslow nach dem Kampf, ,,überzeugte ich mich mehr davon, einen gedankenvollen Schachspieler von großer Reife vor mir zu sehen. Er hat ein erstaunlich feines Gefühl für die Stellung, sieht weit voraus und ist in allen Spielstadien unverwundbar."

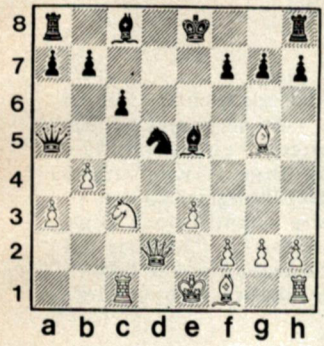
Zum Beweis führen wir die neunte Partie an, die Garri Kasparow für seine beste in diesem Wettkampf hielt.

Damengambit
G. KASPAROW – W. SMYSLOW
Vilnius 1984

1. d4 d5 2. Sf3 Sf6 3. c4 c6 4. Sc3 e6 5. Lg5 Sbd7 6. e3 Da5 7. cd S:d5

Zu Beginn des Spiels: beide Kandidaten sind voller Hoffnungen und Siegeszuversicht. Am Ende: Der Verlierer gratuliert dem Sieger. Der Bessere errang den Sieg.

8. Dd2 Lb4 9. Tc1 e5 10. a3 Ld6 11. de S:e5 12. S:e5 L:e5 13. b4!



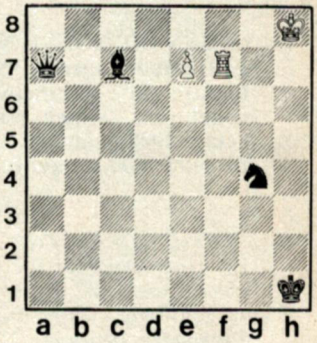
13. . . . L:c3 (falls 13. . . . D:a3, so 14. S:d5 cd 15. Lb5+ mit starkem Angriff) 14. D:c3! S:c3 15. ba Se4 16. Lf4 0–0 17. f3 (aus dem Eröffnungsstadium geht das Spiel direkt ins Endspiel über, das Kasparow sehr gekonnt spielt; er nutzt räumliches Übergewicht und – nach dem Turmabtausch – die Kraft seiner weitreichenden Läufer aus) 17. . . . Sf6 18. e4 Te8 19. Kf2 a6 20. Le2 Le6 21. Tb1 Te7 22. Thd1 Tae8 23. Tb2 Lc8 24. Tbd2 Td7 25. T:d7 S:d7 26. g4 Sc5 27. Le3 Sd7 28. g5! Se5 29. Ld4 Sg6 30. Kg3 Sf8 31. h4 Td8 32. f4 Le6 33. Lc3 T:d1 34. L:d1 Sd7 35. f5 Lc4 36. h5! h6 (auf 36. . . . f6 würde 37. h6! folgen) 37. gh gh 38. e5 Sc5 39. Kf4 Ld5 40. Lc2 f6 41. e6 Kg7 42. Lb4 Sb3 43. Ke3 c5 44. Lc3. In dieser Stellung wurde die Partie vertagt. Schwarz notierte den Zug 44. ... Kf8, streckte aber am nächsten Tag die Waffen, ohne das Spiel wiederaufzunehmen.

* * *

Der Wettkampf um den Weltmeisterschaftstitel zwischen dem 33jährigen Anatoli Karpow, der bereits seit neun Jahren erster Schachspieler der Welt ist, und Garri Kasparow beginnt am 10. September. Die Rivalen sind außerordentlich begabt, kraftvoll im Spiel und optimistisch.

Unsere Schachaufgabe

„Die Studien von Gia Nadareïschwili zeichnen sich durch besondere schöpferische Eigenart aus", sagte Ex-Weltmeister Michail Botwinnik, beeindruckt durch die geistreiche, überraschende und genaue Logik des bekannten georgischen Großmeisters im Problemschach. Die Richtigkeit dieser Worte wird durch die nachstehende schöne Miniatur belegt.



Remis

* * *

Die Lösung unserer Aufgabe aus Heft 8/84:

1. Sc3+ Kc2 2. Sd1 K:d1 3. Kh8 f1D 4. Tg1 und Remis wegen Patt bzw. Abtausch.

Vorschau 10/84

PROGNOSEN VOR DER GEBURT. „Wird zur rechten Zeit geboren ... wird im ersten halben Jahr sechsmal an Katarrh der oberen Luftwege erkranken, keine Komplikationen ... physische Entwicklung ohne Abweichungen von der Norm ... musikalische Begabung ist zu erwarten ...". Solche Prognosen über die Zukunft noch ungeborener Kinder kann man im Institut für Pädiatrie der Akademie der medizinischen Wissenschaften der UdSSR hören. Und das ist nicht etwa phantasiert, sondern durchaus real.

DER JÜNGSTE KOMBINATSDIREKTOR. Eine ordentliche, einträchtige Familie russischer Intellektueller mit ihrer Lebensweise, Traditionen und gesundem Humor. Der Sohn hielt die Fortsetzung des väterlichen Berufs für natürlich und wurde Ingenieur. Wir stellen Ihnen den jüngsten Generaldirektor einer Industrievereinigung in der Sowjetunion vor.

UND WENN DIE SONNE NACHTS SCHEINT? Einige wichtige Gebiete unseres Planeten in verschiedenen Zeitzonen könnte ein von einem kosmischen Reflektor wieder abgegebener Sonnenstrahl beleuchten. Diese Idee wurde schon 1929 geäußert. An die praktische Verwirklichung dieses Projektes gehen jetzt sowjetische Wissenschaftler.

WAS TREIBT DER MENSCH IM WALD? Auf der Suche nach der Harmonie. Nach Expertenangaben nimmt die Waldfläche jährlich um ein Prozent ab. Bei diesem Tempo würden in zwanzig Jahren unumkehrbare Veränderungen in der Biosphäre beginnen. „Ein äußerst pflegliches Verhältnis gegenüber dem grünen Partner, der ehrlich seine Verpflichtungen uns gegenüber erfüllt, muß in das Bewußtsein jedes Erdbewohners eingehen", meint Akademiemitglied Wladimir Winogradow.

Presseagentur NOWOSTI

BESTELLSCHEIN

Hiermit bestelle ich ein Abonnement des monatlich erscheinenden Digest der sowjetischen Presse und Literatur SPUTNIK

in Deutsch ☐ Russisch ☐ Englisch ☐ Französisch ☐ Spanisch ☐

für 1 Jahr ☐ für 2 Jahre ☐

Name u. Vorname: .....

Anschrift: .....

Land: .....

Den Bestellschein senden Sie bitte an die entsprechende Adresse:

Bundesrepublik Deutschland – DM 33,00
„Plambeck & Co."
Druck und Verlag GmbH
Postfach 920
4040 Neuss 1

W. E. Saarbach GmbH
5000 Köln 1
Follerstraße 2
Postfach 10 16 10

Kubon und Sagner
Inhaber Otto Sagner
P.O.Box 34 01 08
D-8000 München 34

Dänemark – Dcr. 90,00
Sputnik Boghandel og
Bogimport
Vester Voldgade 11
København

Akademisk Boghandel
Slavisk Afdelning
Universitetsparken
8000 Aarhus C

Deutsche Demokratische Republik
Alle Postämter

Finnland – Fmk. 58,00
Kansankulttuuri Oy
PL 111
00811 Helsinki 81

Lehtikanava
Näsilinnankatu 22 A 39
33210 Tampere 21

Suomalainen Kirjakauppa Oy
Subscription Dept.
P.O.Box 2
01641 Vantaa 64

Akateeminen Kirjakauppa Oy
Subscription Department
PL 128
00101 Helsinki 10

Jugoslawien
„NOLIT"
Uvoz Casopisa
Terazije 13/VIII
11000 Beograd

„Jugoslovenska Knjiga"
Terazije, 27/II soba 5
11000 Beograd

„Prosveta"
Export–Import Agency
Terazije, 16/1
11001 Beograd

„Mladost"
Oour Vanjska Trgovina
Uvoz Casopisa
Ilica 30
41000 Zagreb

„Drzavna Zalozba Slovenije"
Export–Import
Titova 25
P.O.B. 50-1
610001 Ljubljana

Niederlande – Hfl. 38,00
„Pegasus" Boekhandel
Leidsestraat 25
Amsterdam

„Martinus Nijhoff Subscription Agency"
Lange Voorhout 9
P.O.Box 269
Den Haag

Norwegen – Ncr. 80,00
Narvesen A.S.
P.O.Box 6125
Etterstad
Oslo

Österreich – öS 216,00
Globus VAZ
A-1206 Wien
Höchstädtplatz 3

Schweden – Sek. 78,00
Wennergren–Williams AB
Subscription Department
Box 30004
S-10425 Stockholm

Förbundet
Sverige–Sovjetunionen
Katarinavägen 20, 1 tr
S-11645 Stockholm

Inter-Bok AB
Box 49079
S-10028 Stockholm

Schweiz – Sfr. 29,00
Librairie Rousseau
36, rue J.-J. Rousseau
1201 Genève

Westberlin – DM 33,00
„Das europäische Buch"
1000 Berlin 33
Thielallee 34

Buchhandlung
Elwert & Meurer
1 Berlin 62
Hauptstraße 101

In Muster und Farbe reiche Teppiche

von der Hand der Teppichwebernachkommen Turkmeniens, Aserbaidshans, Armeniens, Dagestans und anderer Republiken der Sowjetunion.

Über den Großhandel zu beziehen.

Exporteur: V/O „NOVOEXPORT"

UdSSR, 103006 Moskau, ul. Tschechowa 2
Telefon: 299 88 48, 299 26 04
Telex: 411254 NOVEX SU, 411255 NOVEX SU

Das sowjetische Reisebüro Intourist lädt Sie zu einem BESUCH SIBIRIENS

Intourist

mit seinen Taigawäldern und großen Strömen, Wasserkraftwerken und neuen Städten ein.

ENTDECKEN SIE SIBIRIEN!

Mit Ihren Fragen wenden Sie sich bitte an die Intouristvertretung in Ihrem Land oder an unsere Adresse: UdSSR, 103009 Moskau, Prospekt Marxa 16. Telefon: 203 69 62. Telex 411211, 411214

Sputnik

Preis des Einzelheftes:

INDEX 70.916

ISSN 0131–873X

AUSTRALIEN	A$ 1,60	FINNLAND	Fmk. 6,20	NEUSEELAND	NZ$ 2,20	SCHWEDEN	Sek. 10,70
BELGIEN	Bfr. 50,00	GROSSBRITANNIEN	£ 0,60	NIEDERLANDE	Hfl. 3,80	SINGAPUR	Sin.$ 2,00
BRD	DM 3,30	JAPAN	Y 240,00	ÖSTERREICH	öS 20,00	SRI LANKA	Rs. 8,00
DÄNEMARK	Dcr. 9,00	KANADA	C.$ 1,50	PAKISTAN	Rs. 10,00	USA	$ 1,70